Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierundvierzigster Band.

Die Schwester. Dritter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnschen Hof=Buchhandlung.

Die Schwester.

Graf Lazarus Dodona, der Vater von Blanca's Gemahl, hätte nicht nach den Eigenschaften dieses seines Sohnes beurtheilt werden dürfen. Stolz und Härte waren die Hauptzüge seines gefürchteten Charakters, den selten ein sanfteres Gefühl milderte. Er vergaß es ganz, daß der Vorzug, dessen er sich überhob, nur der Segen frommer Menschlichkeit sei. Jede Eiche hätte ihm Demuth zurauschen sollen; aber er sah in der Königin des Waldes nur einen Stammbaum, der tausend Jahre grünen und blühen könnte, nur die überragende Hoheit. Die kleine Capelle, worin die Gräfin um einen Erben ihres Namens flehete, war längst eine Ruine, der Altar ein bemooseter Stein, das sogenannte ewige Licht erloschen, nur der Sonnenstrahl leuchtete noch auf den geweiheten Trümmern —; doch der Graf Dodona dachte nimmer an den Verfall der Zeit, die alles Irdische begräbt, und daß selbst der Nachruhm des Verdienstes und der Ehre nur gleich dem Summen der Mücke an einem schwülen Abende zu achten sei, dem die Nacht der Vergessenheit folgt. Seine Unterthanen verehrten ihn zitternd, denn er war ihnen, wenn auch kein gütiger, mindestens doch ein gerechter Herr. Seine Gattin, eine weich geschaffene Seele, nahete sich dem Gemahl nur mit Bangen und Beben, wenn eine Fürbitte anzubringen war, die seiner stolzen Strenge den kleinsten Erlaß abverlangte. Sie suchte durch ein freundseliges Betragen

gegen Jedermann, durch eine Mildthätigkeit, die sie am liebsten persönlich erwies, den Hochmuth ihres Gemahls und seine selbstsüchtige Kälte zu sühnen. Und wirklich konnte diesen Stolz, der nicht bloß Fehler eines finstern Temperaments, eine leidenschaftliche Thorheit, sondern Charakter und eine fixe Idee ihm geworden war, nicht leicht ein Tadel treffen, dem die weise Mäßigung der Gräfin nicht seine verwundende Schärfe benommen hätte. Sie stand ihm zu nahe, um nicht ein Schild der Schonung für ihn zu werden. Vielleicht war es auch im Geiste des Widerspruchs, den man dem weiblichen Geschlechte so häufig Schuld giebt, daß die Gräfin Dodona diejenigen beschützte und vorzüglich begünstigte, welche zu verachten ihr Gemahl sich berechtiget wähnte. Nur Ebenbürtige durften an seiner Tafel speisen, Andern gönnte er kaum ein kurzes, kaltes Wort, wenn die nähernde Beziehung überhaupt nicht zu vermeiden war. Eine Mißheirath war in seinen Augen das verabscheuungswürdigste Verbrechen, und über diesen Gegenstand wagte es die Gräfin zuweilen die schroffen Ansichten ihres Gemahls zu bestreiten, ohne daß es ihr jemals gelungen wäre, seinen Gesichtspunct zu ändern. Sie konnte, sie durfte es; denn die Gräfin zählte mehr als sechszehn Ahnen, und war sich edler Gesinnungen bewußt.

Eine Tochter und ein Sohn waren das mächtigste Band dieser Ehe. Der Vater bauete stolze Hoffnungen auf seine Kinder, die Mutter strebte ihnen ein ewiges Glück zu begründen. Sie hauchte den Sinn der Liebe in die jungen Seelen, sie stellte die Rechte der Menschheit, vom Dünkel des Vaters verhöhnt, wieder in ihnen her. Die Natur schien mit dem Bemühen der Gräfin Hand in Hand zu gehen, und sich darin zu gefallen, das Widerspiel von dem

Wesen des Gemahls in seiner Kinder Herzen auszubilden; kein Trieb regte sich in ihnen, der nicht eine sanfte, anschmiegende Neigung gewesen wäre.

Der junge Graf, von überaus schwächlicher Gesundheit, stand dem Wiesenplane von ferne, worauf sich die Knaben des Dorfes tummelten, und sah sehnsüchtig ihrem muntern Treiben zu. Seine Schwester Marie wendete sich den Göttern und Grotten des herrschaftlichen Parks ab, um in das Gärtchen der Armuth zu blicken. Sie horchte seufzend dem Gesange der Binderinnen zur Zeit der Aehren; sie stand oft mit betrachtendem Vergnügen am Rande der blendenden Fläche, wo die Töchter des Bleichers den kühlen Wasserstrahl über das besonnte Linnen ausströmten. Sie neidete ihnen diese natürliche Beschäftigung.

Wenn der kleine Junker, der den Familiennamen Lazarus führte, mit seinem Hofmeister, einem alternden Candidaten, spazieren ging, und an der Feldhut vorüber kam, wo der Schäferbube die Heerde vor sich hintrieb, den Brodsack auf dem Rücken, die bloßen Füße im Thau des blühenden Klees badend, während die helle Weise seiner Schalmei weithin tönte, sagte er: „Ach! einmal nur in meinem Leben möchte ich die Schafe hüten! Ich kann mir nichts Lieberes denken. Die frommen Lämmer sind leicht zu lenken, ein Blumenstab genügt dazu. Am Hügel dort, im grünen Schatten verzehrte ich mein Mittagsbrod, und auch trocken würde es mir köstlich schmecken, besser als" — der Junker seufzte, und fuhr dann, seinen idyllischen Traum austräumend, fort, „und ein verirrtes Lamm suchte ich so lange, so treu, wie der gute Hirte in der Bibel; so oft ich dieses las, rührte es mich bis zu Thränen."

Auch des Hofmeisters Augen wurden feucht, da er ant-

wortete: „Unter Lilien jener Freuden wirst Du weiden!“ Der Candidat dachte wohl nicht, daß er mit diesem geistlichen Troste, der den Knaben auf seine höhere Bestimmung hinweisen sollte, ein ahnungsvolles Bald ausspräche.

Wenn die Gräfin Dodona mit ihrer Tochter lustwandelte, und, wie sie gern zu thun pflegte, ihren Weg durch das Dorf nahm, dann sagte Comteß Marie zu ihrer Mutter: „Wie glücklich kommt mir doch ein Bauernmädchen vor! Das kurze Röckchen hindert es an keinem Freudensprunge — die seidene Schleppe hingegen, welch ein lästiger Schweif, den der Glanz unseres Standes nach sich zieht! — Es ist mir so lustig, die flinken Dirnen spinnen zu sehen! Das Rädchen fliegt, das Göckelmännchen tanzt, unter dem arbeitsamen Spiel der braunen Finger ründet sich die Form des Rockens wie zu einem Puderpüster. Ein munteres Volkslied, das sie dabei singen, schallet laut von einer Hütte zur andern, und wird ihnen die Kehle trocken, so schütteln sie vom nächsten Baume ein Häufchen Honigbirnen in ihre Schürze, worin sie mit knallendem Biß die festen, weißen Zähne drücken.“

Die Gräfin lächelte; aber der freundliche Spott dieses Lächelns konnte einen leisen Schmerz in ihren Zügen nicht ganz verbergen. Sie sprach: „Nun, das könntest Du auch ohne Gefahr versuchen, Marie! Indeß entschuldige ich Dich dieser Rede wegen, die nur ein Beleg zu der Erfahrung ist, daß jede andere Lage uns besser dünkt, als die eigene. Es mag in der Ordnung sein, daß eine geschälte Pfirsich an der Tafel, wo der Zwang den Vorsitz hat, wäre es auch nur der des Ceremoniels — nicht halb so sehr lockt, wie der herbe Holzapfel, den der Wanderer sich im Genusse der Freiheit bricht, wenn wir auch sähen, daß die saftige Säure

ihm den Mund verzöge. Und so rufe ich Dir denn mit Gellert's Worten zu: Genieße, was Dir Gott beschieden, entbehre gern, was Du nicht hast; ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand auch seine Last." Marie seufzte aus tiefer, sehnender Brust.

Jeder gesprächige Verkehr mit ihren Unterthanen war der heranwachsenden Comteß und ihrem Bruder auf das strengste untersagt, und vielleicht empfanden Beide nur eben deßhalb einen heimlichen Reiz, diese erniedrigende Gefahr zu versuchen. Sie fanden so viel Gutmüthigkeit bei den Landleuten, so viel segnenden Dank für die kleinste Wohlthat, daß ihnen für ihres Vaters Verbot nur noch ein schwacher Grad von Achtung blieb, der sie abhielt, es offen zu übertreten. Der junge Graf vertheilte sein ganzes Taschengeld an die Armen, und seine Schwester hielt sich nicht für zu vornehm, den Kranken im Dorfe ein Labsal selbst zu bringen. Als sie einst einem matten Greise, der, über seinen Krückenstock gebückt, mühsam schwankte, ein Fläschchen Wein an ein hinteres Pförtchen des englischen Gartens brachte, und ein Gespräch mit ihm pflog, erquickender noch für den Alten, als der milde Johannisberger — stand plötzlich ihr Vater vor ihr. Vor seinen strafenden Blicken entfernte sich in zitternder Eile der Greis. „Marie!" sagte der Graf, und seine Brauen zogen sich finster zusammen, „Du möchtest wohl gern die Rolle der frommen Elisabeth von Hessen spielen? Und so könnte es am Ende gar kommen, daß Du einmal einen Landstreicher in Dein eigenes Bett legtest. Doch hüte Dich," setzte er mit furchtbarer Stimme hinzu, „der Verräther schläft nicht, und nicht Jeder dürfte, wie der Gemahl jener heiligen Dame, wo er Schimpf und Schmach sucht, den Herrn Christum finden!"

O Geist der Rede, wie geheimnißvoll bist du! Auch Worte sind Thaten! deßhalb sollten die Fruchtkörner der Sprache nur mit weiser Vorsicht in den Boden der Zeit gestreuet werden; denn nur was der Mensch säet, das wird er ernten.

Die züchtige Marie erglühete im Innersten verletzt; des Vaters roher Vergleich beleidigte ihr reines Gefühl. Ein himmlisches Bild mischte sich, gefährlich für den unterscheidenden Begriff des keuschen Mädchens, jener empörenden Vorstellung zu, und die drohende Warnung vor Verrath machte den weiblichen Instinct nach einem Geheimnisse lüstern, das der gewaltige Vater weder erfahren sollte, noch ahnen könnte. Allein die Zeit, wie einförmig sie auch auf dem Schlosse zu Rosten (so hieß das Stammschloß) verging, ließ doch allmählich den Eindruck jener Scene verlöschen. Marie spendete Wohlthaten unter dem Schutze ihrer Mutter nach wie vor, und benahm sich übrigens in allen Fällen der adeligen Schicklichkeit gemäß, deren Forderungen ihr Vater in möglichster Strenge geltend machte. Sie legte zwar in den grüßenden Blick nach der Schwester des Predigers, einem jungen, liebenswürdigen Mädchen von Mariens Alter, die vergütendste Traulichkeit; aber sie ehrte doch den Willen des Vaters und seine Zufriedenheit genug, um sich einen Umgang zu versagen, den er schwerlich gebilliget haben würde. So blieb Marie einsam, ohne gesellige Zerstreuung, ihren jungfräulichen Träumen und der Aufsicht ihrer Mutter überlassen, die, erschlafft durch lange, unwirksame Versuche, etwas über die spröden Vorurtheile ihres Gemahls zu vermögen, die Tochter ihren eigenen stillen Weg unbesorgt gehen ließ.

Graf Dodona liebte es, daß sein Sohn ihn zuweilen

auf einem Jagdzuge begleitete; dann ritt der Junker Lazarus ein frommes Pferdchen, eigends für diesen Zweck bestimmt, und führte der wilde Drang seinen Vater zu rasch vorwärts, so hatte der Junker die Erlaubniß zurückzubleiben, wo es ihm gefiel.

An einem Herbsttage, wo der Jagdtroß einem flüchtigen Edelhirsche nachschwärmte, hatte der junge Graf unvermerkt einen Seitenpfad eingeschlagen, auf dem er sich von dem Gefolge seines Vaters abgeschnitten sah. Die Hitze war sehr drückend, und den Junker dürstete sehr. Da kam ein altes, gekrümmtes Mütterchen aus dem Gesträuch, das an einem irdenen Kruge voll schäumender Milch schwer zu tragen schien. Kein Anblick war dem Junker jemals erfreulicher gewesen. Er bat die Alte, ihn durch einen frischen Trunk zu laben, den er ihr gern reichlich bezahlen wolle. Bereit dazu, hob das Mütterchen den Krug, dem seine lechzenden Lippen zustrebten. Doch in diesem Augenblicke sprengte der Graf herbei und schmälte heftig, daß sein Sohn nicht ekler wäre. Die Alte ergrimmte. „Ei, gnädiger Herr!“ keifte sie wider, „seid doch auch nicht gar so arg! Haben wir nicht Alle eine Milch getrunken? Und die Würmer in der Erde werden einmal Euren hochgebornen Leichnam verspeisen, wie meinen armen Leib, der zwar schlecht, doch recht einhergegangen. Arme und Reiche begegnen einander; aber Beider Augen erleuchtet der Herr!“

Die des Grafen machte jetzt der Jähzorn blind. Er sah nicht, daß, als er die Reitgerte erhob, die furchtlose Alte für die kecke Zurechtweisung zu züchtigen, sein Sohn sie mit zarten Armen schützend umschlang, und die schmächtige Gestalt zu ihrem Schilde machte, daß der Junker die Streiche empfing, welche das Mütterchen leiden sollte. Man be=

schwichtigte endlich den Grafen; doch als der Junker die Alte losließ, die man hastig zu entfernen strebte, sanken ihm die Arme kraftlos herab, ein Zittern flog durch seine Glieder, sein Mund zuckte, das glühende Angesicht erbleichte — und Schrecken und Angst kühlten das kochende Blut seines Vaters ab.

Der Graf befahl über diesen Vorfall zu schweigen; aber die Folgen zeugten zu laut, als daß er ein Geheimniß hätte bleiben können. Von dieser Zeit an kränkelte der Junker. Der kalte Trunk hatte seine erhitzten Lungen angegriffen, und die heftige Gemüthsbewegung diese schädliche Wirkung vollendet. Seine schmale Brust, von einem übertriebenen Wachsthum angegriffen, war zu schwach, solch einem zerstörenden Eindrucke Trotz zu bieten. Er hüstelte, verfiel, eine fieberhafte Reizbarkeit ließ ihn jede Kleinigkeit übel empfinden, blaue Kreise umzirkelten die tiefen Augen, und nur die Schwindsuchtsrose blühete auf der verwelkten Wange.

Die Gräfin war untröstlich. Der Gedanke, daß ihr Liebling an der Auszehrung sterben werde, tödtete sie tausendmal. Sie forschte der Ursache seiner Krankheit nach, hörte hier ein Wort fallen, dort eins — und merkte zuletzt, daß ihr die eigentliche verhehlt würde. Endlich konnte der Sohn den Bitten und Thränen seiner Mutter nicht länger widerstehen, er entdeckte ihr die Wahrheit, doch weit entfernt, seinen Vater anzuklagen, nur sich selbst alle Schuld beimessend. Dieser rührende Bericht machte die Gräfin erstarren. Ein bitterer Haß gegen ihren Gemahl wallte auf in der mütterlichen Brust, die gleichgültige Ruhe, mit der sie seine Vorurtheile geduldet, war dahin. Sein unerträglicher Stolz hatte diese jugendliche Blüthe geknickt und ihr Herz gebrochen, und sie betrachtete ihn in leidenschaftlicher

Ungerechtigkeit als den Mörder seines Kindes. Mit jedem Lebensfaden, der sich von der schwindenden Kraft des Sohnes lösete, ward das Eheband seiner Eltern lockerer; die Gräfin war fortwährend in gereizter Stimmung, und ihr Gemahl begriff, daß eine verzweifelnde Mutter nichts mehr berücksichtige.

Der Hofmeister, ein treuer Pfleger seines kranken Zöglings, war nun auf den einzigen Unterricht beschränkt, ihn sterben zu lehren. Das todte Wissen nützet dem Leben, den Tod überwinden hilft nur der lebendige Glaube, und der Jüngling, im Schooße des Glückes gewiegt, lächelte dem blassen Führer freudig entgegen; doch dachten die Seinen nicht, daß er so nahe wäre.

An einem milden Frühlingsabende war die Familie um den Kranken versammelt, der den Tag über sehr schwach gewesen. Man erwartete in jedem Augenblicke den Arzt. Im Zimmer herrschte eine bange Stille, nur von den schweren Athemzügen der Gräfin unterbrochen, die ermattet von Wachen und Weinen, zu schlummern begann. Das Fenster stand ein wenig geöffnet, und die Stimmen der erwachenden Natur mischten sich harmlos in die Seufzer um ein theures Dasein, das nun bald verstummt sein würde. Graf Dodona, die düstern Blicke niederwärts gehalten, ging mit langen Schritten auf und ab. Als er wiederum dem Lehnstuhle nahe kam, worin der Kranke saß, streckte dieser die bleiche Hand nach ihm aus, und sprach: „Vater! möchten Sie wohl, daß ich länger noch lebte?“

„O mein Sohn!“ antwortete der Graf erschüttert, mit schwankenden Tönen, und wendete sich ab, daß der Kranke seinen Schmerz nicht sähe.

„Nun denn,“ sagte dieser mit leiser Innigkeit, „so ge-

währen Sie mir gewiß eine Bitte, die Sie täuschen wird, als wäre ich noch da und Ihrer Güte bedürftig; die letzte!"

„Welche, mein Kind!" fragte der Graf mit Hast, und in seinen Mienen malte sich die Bereitwilligkeit, auch das Schwerste zu leisten.

„Geben Sie jener alten Frau" — flüsterte der Junker, „Sie wissen schon, mein Vater" — Taschengeld! Lange wird sie es auch nicht mehr brauchen."

Der schärfste Vorwurf zerschnitt bei dieser Bitte seines sterbenden Kindes des Vaters Herz. Er nickte, und eine verlernte Zähre benetzte seine Wimpern.

Jetzt sank die Sonne; das Geläute der Heerden, das Schallrohr ihrer Hüter tönte in entfernten Klängen, von Abendlüften getragen, durch das Fenster. Ein Strahl stieg in des Junkers erloschenes Auge.

„Alles zieht heim — auch ich!" sagte er kaum hörbar zu seinem geliebten Lehrer, der dicht an seiner Seite saß. Der Hofmeister drückte dem Kranken sanft die Hand, und legte dabei die Finger an seinen Puls.

„Wenn Sie künftig," fuhr der Junker, sich an sein Ohr neigend, fort, „weidende Lämmer sehen, dann denken Sie meiner! Solch ein Legionär zu sein, war mein einfältiger, mein liebster Wunsch!"

„Er wird erfüllt auf schöneren Auen!" antwortete der Hofmeister mit bewegter Seele, „wie herrlich ist's, ein Schäflein Christi werden, und in der Huld des treusten Hirten stehn!"

Da lächelte der Junker, und unter diesem Lächeln veränderten sich seine Züge. Er athmete tiefer und winkte mit der Hand, daß man die Mutter nicht wecken möge.

Als nun die Gräfin nach kurzer Zeit aus dem schlummernden Taumel erwachte, worin ein wohlthätiger Engel ihre Sinne befangen hielt, war ihr Sohn in den Armen seines Lehrers entschlafen. —

Die Gräfin Dodona erholte sich nicht mehr von diesem Schlage, sie folgte ihrem Sohne binnen Jahresfrist nach; ihr Gemahl fand Gründe, sich über diesen doppelten Verlust zu fassen, und bald genug den Muth der Hoffnung auf möglichen Ersatz wieder. Seiner Ehe hatte stets etwas Wesentliches gemangelt, das Gefühl, daß er die Gattin beglückte. Er gönnte ihr daher den Frieden des Grabes, und den nahen Platz neben dem, den sie mehr geliebt, als ihn.

Marie allein weinte unstillbare Thränen; ihr Schmerz war um so heftiger, als er die Theilnahme bei dem Vater nicht fand, die sie für den Hingang der Verstorbenen von ihm fordern zu dürfen glaubte. Nur der Hofmeister, selbst tief trauernd um den geliebten Zögling und die edle Frau, nahm sich, so lange er noch im Hause des Grafen verweilte, des betrübten Mädchens tröstend an. Der stille Harm ihres Gemüths ward Marien endlich lieb und traut, wie ein melancholischer Freund, dem man um so zärtlicher anhängt, als er unsere tiefsten Gefühle in Anspruch nimmt. Sie hätte ihn nicht tauschen mögen gegen den geselligen Schwarm aufheiternder Freuden. Die unschuldige Marie merkte nicht, daß die Klage der Wehmuth ein Seufzer der Sehnsucht würde — sie hielt den Genius der Liebe, der ihren wachen Träumen erschien, für den Geist der Mutter oder des Bruders, den sie in öden Stunden berief, ihr von einem seligeren Leben Kunde zu geben.

Graf Dodona war wohl zu sehr mit dem Plane einer zweiten Verheirathung beschäftiget, um väterlich auf seine

Tochter achten zu können; auch mochte er seine Ursachen haben, warum er die stille Marie nicht gewaltsam ihrem Hange zur Einsamkeit entriß, und sich von ihr auf seinen Freierzügen begleiten ließ. Er meinte nur, eine Stiefmutter, die so jung wäre, um die Freundin seiner erwachsenen Tochter zu sein, und musterhaft genug, um ihr ein Vorbild in so nahem, verwandtschaftlichem Umgange zu werden, thäte Marien Noth.

Obgleich die junge Gräfin ihrem Vater wissentlich keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gab, so lag doch tief in seinem Innern ein dunkles Mißfallen an ihr verborgen, dessen Grund ihm selbst nie ganz erklärbar war. Die Blüthe des Mädchens hatte sich unter Trauer und Thränen nur um so reizender entfaltet; doch war es keine stolze Schönheit, und nur eine solche hätte dem Grafen an seiner Tochter genügt. Dieser feine, biegsame Wuchs war nicht geschaffen, sich selbständig zu erheben, er schmiegte sich leicht an. Der kleine Kopf senkte sich, wie unter einem unsichtbaren Gewichte, beständig seitwärts; es war die Haltung einer anmuthigen Niedergeschlagenheit. Wie hätte dieses Köpfchen, unwillkürlich gebeugt, eine Grafenkrone ertragen können? Selbst der Kranz ward ihm zu schwer. — Mariens Haar, seidenweich und vom mildesten Blond, war in seinen natürlichen Locken zu schön, um durch den Zwang der Mode verunstaltet zu werden; sie schmückte es nur mit Blumen, wie oft ihr Vater auch auf diese empfindsame Toilette schalt. Die blauen Augen blickten nur halb unter dem Schleier langer Wimpern hervor, und wenn sie durch Thränen schimmerten, dann hätte wohl Jeder gemeint, nur der Kummer leihe der Schönheit den rührendsten Reiz. Dieser wunderschöne Mund, gefärbt gleich dem Kelch der jungen Rose,

hauchte nur sanfte, süße Worte, und verwandelte den Befehl in den Wohllaut der Bitte. Aber der höchste Zauber Mariens lag in dem Tone ihrer Stimme; sie war Melodie der Seele, der Athem des Gefühls. Ein tiefer Klang durchzog ihre Brust, die zart besaitet, gleich der Nachtigall, nur in Liebe laut zu werden schien, um einst, vielleicht nach einem frühverblühten Lenze — in leisen Seufzern zu verstummen.

Der Graf äußerte sich einmal gegen den Hofmeister, an den er wider seine Gewohnheit zuweilen ein vertrautes Wort zu richten pflegte: „Ich weiß nicht, wie mir Marie vorkommt! Das Mädchen schlägt ganz aus der Art. Sollte man nicht glauben, der schmachtende Karl von Burgheim sei Mariens leiblicher Vater?“

Der Hofmeister, der diesen Lieblingsroman der damaligen Zeit eigen besaß, wagte es, dem Helden Miller's und Mariens Vortrefflichkeit gegen ihren Vater zu vertheidigen. Der Graf sah finster.

„Sie verstehen mich nicht“ — sagte er ziemlich barsch, „ich mag das liebesieche, schmelzende Wesen an niemand leiden, am wenigsten aber an einer Gräfin Dodona. — Die Bücher haben Marien den Kopf verdreht; das soll jedoch anders werden, hoffe ich.“

Dieser Vorwurf traf den Hofmeister; er hatte die Comteß mit Lectüre versorgt, und war sich einer gewissenhaften Auswahl bewußt, deßhalb konnte er ihn schweigend verschmerzen.

Wie sehr sich nun auch die Gedanken des Grafen auf die Zukunft richtete, so unterließ er doch nicht, der Vergangenheit die gebührende Ehre zu geben. Ein weiter Platz im Park wurde zu einem Mausoleum abgesteckt, und der Graf traf mit Geräusch und Aufwand Anstalten zu diesem

Baue, der dem berühmten Grabmale der Artemisia wo möglich wenig nachgeben, und für ein achtes Wunder der Welt gelten sollte. Der Oberbaurath kam, begleitet von einer Gesellschaft Architekten, die dem Grafen ihre Risse vorlegten und ihre Ideen mittheilten. Er wählte ein antikes Modell, welches einem jungen Künstler gehörte, den der Oberbaurath dem Grafen als einen italienischen Edelmann genannt hatte.

„Nun, wie wäre es, Signor Solfiere, hätten Sie Lust, Ihr Meisterstück zu machen, und den Bau der Gruft zu dirigiren?" fragte er ihn.

Der Italiener erröthete — erwartend stand der Graf, Marie lauschte der Antwort des ausländischen Jünglings.

„Nicht allein das," erwiederte dieser in richtigem Deutsch, doch mit fremden Accenten, welche seiner Sprache eine naive Unbeholfenheit gaben, „sondern ich denke selbst Hand anzulegen, wenn der Herr Graf mir sein Vertrauen schenkt."

Der Graf fand keine Ursache, es diesem interessanten jungen Manne vorzuenthalten. Er bot ihm eine Wohnung im Schlosse an, und bevollmächtigte ihn, über alles zu schalten, was zur Förderung seines Werkes dienen könne; eine leise Verlegenheit, wie er den Signor behandeln müsse, durchblickte jedoch diese höflichen Anträge. Er nahm den Oberbaurath bei Seite. „Was ist's mit dem Italiener?" war seine zweifelhafte Erkundigung, „ein Edelmann, sagten Sie? Und — — ein M a u r e r? Denn er sprach von selbst Handanlegen — wie soll ich das verstehen?"

Der Oberbaurath lächelte zu dieser Frage. Ein Zug von Ironie spielte um seine Lippen, da er antwortete: „Ein F r e i m a u r e r, Herr Graf! Dieser Orden zählt Ritter, und hat seine Geheimnisse und Weihen wie die Kunst, welche in dem südlichen Lande, das ihre alte Heimath ist,

Adelsbriefe stempelt. — Signor Solfiere ist Bildhauer und stolz darauf, es zu sein. Der jüngste Sprößling einer herabgekommenen Familie, deren Haupt meuchlings gefallen, war er frühzeitig seinen angestammten Verhältnissen entfremdet worden. Das Unglück hatte den Glanz seiner Ahnen verlöscht und ihre Paläste zertrümmert; aber die Musen hatten mitleidig die Wiege des vaterlosen Kindes angeblickt, und ihm die Gabe verliehen, die göttliche Idee des Schönen und Erhabenen, die seiner Phantasie eingeboren war, in wechselnden Formen darzustellen. Schon als Knabe schnitzelte er mit bewundernswürdigem Geschick in Holz, und eine günstige Fügung gab dies Talent in künstlerische Pflege. Ich lernte diesen jungen Mann vor einigen Jahren in Florenz kennen, und bin gewissermaßen die Veranlassung, daß er nach Deutschland kam, und seit kurzem in den Ateliers unserer Residenz arbeitet."

Der Graf schüttelte den Kopf und sagte: „Es will mir nicht in den Sinn, daß ein Edelmann lieber Schlägel und Meißel, als den Degen führen mag. Indeß, verlassen Sie sich darauf, ich werde den Signor distinguiren, so weit das Verhältniß es gestattet, worin er zu mir steht."

Die Architekten reisten wieder ab, Signor Solfiere blieb zurück, ward schön logirt und mit vornehmem Anstand behandelt. Er dankte dem Grafen für das Couvert an der Mittagstafel, weil es ihn mitten in der Tageszeit zu lange abhielte, seines Werkes zu warten, nahm aber den Abendtisch im gräflichen Speisezimmer an, und blieb für die späteren Stunden in der Gesellschaft seines hohen Wirthes. Der Graf fand Geschmack an der Unterhaltung des Italieners, wofür die heitere Stimmung ihn empfänglich machte, welche jetzt an ihm zu bemerken war. Er war gütiger als

sonst gegen seine Tochter, und Marie durfte sich kleine Freiheiten erlauben, die nur der Sonnenblick dieser milderen Laune übersah.

Signor Solfiere mußte etliche Tage auf das Beginnen des Baues warten, weil es noch an Diesem und Jenem mangelte, was der Italiener erforderlich fand; doch der Graf wollte ihn erst nicht mehr fortlassen. Marie ging mit ihm im Garten spazieren, und ihr Vater ließ es ruhig geschehen.

Sie standen vor den aufgehäuften Materialien, und Solfiere's schwarze Augen funkelten den bleichen Marmor an. Er sagte: „Ich sehe im Geiste so manches Sinnbild des Todes und der Unsterblichkeit in diesen rohen, formlosen Massen verschlossen, und brenne vor Begierde, den starren Zwang der Natur zu lösen. Es ist ein schöpferisches, ein göttliches Vergnügen, den Stein zu beseelen und seinem todten Geäder den Puls des physischen Lebens zu geben.“ Seine Blicke strahlten bei dieser Rede, die vornehm schönen Hände zuckten unwillkürlich, als regte sie die Lust, das Werk der Kunst sogleich anzufangen.

Die Art und Weise der Künstler war Marien fremd, der Signor kam ihr wie ein höheres Wesen vor. Er beschäftigte ihr Sinnen und ihr Denken, er füllte ihre Phantasie mit tausend neuen Bildern aus. Sie ließ sich von seinem Vaterlande erzählen, und wandelte mit ihm unter Myrten und Oliven. Er lehrte sie ein wenig Italienisch, recitirte ihr die Sonnette Petrarca's, und sang mit schmelzender Stimme manche liebliche Canzone. — Die Gluth der Gefühle, welche unter dem südlichen Himmel reifen, ach! oft zu herber Frucht! flammte in Mariens Herzen auf, aber die Blüthe der nordischen Mädchen verträgt den heißen Athem der Leidenschaft nicht.

Solfiere hatte sich unter der Schaar von Arbeitern, die der Graf zu seinem Verfügen stellte, nur eine kleine Zahl tüchtiger Leute ausgesucht. Der erste Morgenstrahl fand sie schon thätig versammelt, den Signor mitten unter ihnen. Von dem Schalle ihrer Hämmer erwachte Marie, der Frühtraum zerfloß vor dem Gedanken an das Grabmahl, welches, o Marie! sagte Dir Dein Schutzgeist dies nicht? der Ruhe Deines Lebens gebaut ward — und des Tages letzter Gang geschah, um seine kleinsten Fortschritte zu messen. Aber das feine Richtmaß der Grazien ging Marien dabei verloren.

„Stört es Sie, wenn ich ein wenig zusehe?“ fragte die Comteß den Italiener halb bittend, halb entschuldigend, wenn sie unter die leichtgezimmerte Bedachung an seine Seite trat, wo er, vor Sonne und Regen geschützt, an einem Marmorblocke meißelte.

„Stören — Signora?“ antwortete er mit einem Accent, der jede weitere Erklärung überflüssig machte; aber dennoch gab er sie, indem er hinzusetzte: „Sie begeistern, Sie fördern mich! — 'Ein Urbild der Genien, zu denen diese Steine werden sollen, stehet dann vor mir, schöner als das Ideal in meiner Brust. O Signora! Gönnen Sie mir immer Ihren holden Anblick! Er macht meine Seele um einen Engel, um eine Madonna reicher. Gönnen Sie dies Glück dem armen Künstler! Es beraubt Sie nicht — und er trägt es als seinen besten Schatz mit sich hinweg, wenn er scheiden muß.“

Und wie gern gönnte Marie es ihm! Es kostete ihr ja nur die jungfräuliche Schamröthe, mit der sie diese entzückenden Worte anhörte; die erste Schmeichelei aus dem Munde eines jungen, sehr anziehenden Mannes, und mit

leidenschaftlicher Kühnheit gesprochen. Marie hätte die Eroberung eines Königs kaum unter stolzeren Herzensschlägen vernommen, als die Huldigung des Bildhauers. Sie sah sich gefeiert, verewiget; hier ihre Züge in einem Engelsköpfchen lächeln, dort ihre Formen in der Gestalt einer Heiligen, von der religiösen Verehrung des Volkes knieend umringt. Der vergötternde Weihrauch dieser Vorstellung betäubte die Seele des Mädchens.

Graf Dodona sah in dem ausschließenden Interesse seiner Tochter für diese Bauangelegenheit nur das kindliche Gelüst der Neugier, und nebenbei den Antheil, den ihr trauerndes Herz an der Wohnung nähme, die den Resten der lieben Verstorbenen bereitet würde. Er ließ sie gewähren, ja! er war heimlich froh darüber, daß ihre Aufmerksamkeit fixirt wäre. Seine Wahl einer zweiten Gattin war es nun auch.

In der Nachbarschaft von Rosten besaß ein altes, adeliges Ehepaar ein herrliches Landgut, doch einsam gelegen. Der Edelmann war ein unleidlicher Griesgram, seine Dame eine verrufene Xanthippe. — Beide waren durch den schmutzigsten Geiz, durch Ungeselligkeit und gemeine Grobheit in der ganzen Gegend berüchtigt. So weit dies Paar, einander werth, gekannt war, hielt man es für ein Glück, daß diese Race sich nicht forterben sollte. Dame Kobold hatte keine Kinder gehabt; aber ein verwaisetes Fräulein aus der Familie war so unglücklich gewesen, von ihr erzogen zu werden. Die arme Großnichte hatte die wahre Hölle auf Erden, und war wie ein Sclavenkind gehalten.

Fräulein Adelheid, dies war der Name des bedauerlichen Opfers — bestätigte indeß die Erfahrung, daß schlechte Beispiele an Respectspersonen fast immer entgegengesetzt wir-

ken, und ein sicheres Mittel seien, eine junge Seele vor gleichen Fehlern zu bewahren.

Es war gewiß der größte Beweis für das edle Gemüth des Fräuleins, daß es unter beständigen Regungen des Abscheues gegen die Gesinnung seiner Verwandten, sich frei von persönlichem Hasse zu erhalten gewußt hatte; aber der Druck dieser unerträglichen Lage gab ihm die entschiedenste Richtung. Mit jedem spärlichen Bissen Brod mußte Adelheid den Vorwurf ihrer Armuth hinunterschlucken, und das Fräulein war nicht arm, wenn nämlich die Ausstattung der Natur gegen eine bare Mitgift gelten darf. Diese gütige Mutter hatte nicht allein einen Reichthum von Kräften in den Geist des Fräuleins niedergelegt, sondern auch das Herz desselben mit einem zureichenden Capital der Hoffnung und Entschlossenheit angefüllt. Die schlanke Gestalt der jugendlichen Adelheid, so verlassen stehend in der Welt, wie ein schwankes Bäumchen in der Wüste, prangte in dem Stolze einer Ceder, und den Sammet der fehlenden Robe hatte die Natur im zartesten Schmelz von Lilien- und Rosenfarbe ihrer blühenden Haut gewirkt. Ein Paar große, helle, braune Augen voll muthigem Feuer strahlten sonnenklar über das trübe Leben der Gegenwart hinaus.

Adelheids Wünsche kannten nur ein Glück: Unabhängigkeit! Und wie hochsinnig sie auch die kleinlichen Bedürfnisse der Eitelkeit verachtete, so hielt sie dennoch die Mittel des Vermögens zu der Freiheit nach ihrem Sinne erforderlich. Einmal nur war ihr Herz in eine flüchtige Bewegung gerathen; aber der Gegenstand dieser Neigung hätte ihr nur ein ungewisses Loos in weiter Ferne der Zukunft bieten können, und das Fräulein war stark genug, ein Verhältniß zeitig abzubrechen, das den harten Zwang der Ketten,

die es trug, durch eine gebundene Hand noch drückender gemacht haben würde. So blieb Adelheid die Herrin ihres Willens, und dieser befestigte sich in dem Vorsatze, sobald ein Mann sich für sie fände, gegen den kein erheblicher Grund statt finden könne, ihn unbedenklich zu nehmen, und die Liebe, welche ihm das Herz versagen möchte, dem Beifalle der Vernunft unterzuordnen.

Ein kleiner Grenzstreit, worin Graf Dodona, dessen Gebiet hiebei neutral war, eine vermittelnde Rolle übernommen, führte ihn zu dem Oheim des Fräuleins, mit dem er sonst in keiner umgänglichen Bekanntschaft stand.

Er fand den Herrn und die Dame vom Hause in jeder Hinsicht unter aller Würde. Adelheid erschien, den schwachen Caffee zu präsentiren. Der Graf stutzte — diese edle Gestalt fiel ihm auf, vielleicht nur in diesem Grade, weil die gemeinen Umgebungen ihr als Folie diente. Wie kam die königliche Lilie auf dieses Mistbeet? In einer Hoheit schien sie über dem schmutzigen Boden, der sie nährte, zu schweben.

Der Graf erröthete vor Ueberraschung, und dann vor Unwillen, da er die mürrischen Winke der Dame, ihr ganzes, gallsüchtiges Benehmen gegen das Fräulein sah, welches vor den Augen eines Fremden gleich einer Magd zu mißhandeln, man kein Bedenken trug. Adelheid fragte die Edelfrau freundlich, ob ihr auch ein Täßchen Kaffee gefällig wäre? Die Dame schleuderte zuvörderst einen wüthenden Blick nach dem Mädchen, und sagte dann ungescheut in der Gegenwart des Grafen, Kaffee gieße sie nicht in die Schuh, geschweige in den Hals — sie wisse, was ihr lieber wäre. Ein verächtliches Lächeln spielte um Adelheid's feine Lippen — aber der Graf, der diese pöbelhafte Aeußerung gehört, sah

schnell nach der Fußbekleidung der Dame und schauderte. Darauf zog sie eine große, weiße Rübe hervor, und fing an, sie mit einem Taschenmesser schnarpend zu schaben.

Der Graf fühlte sich empört, dennoch konnte er das Auge von dem gemeinen Bilde nicht abwenden; das Fräulein wagte nicht, die beschämten Blicke gegen den fremden, stattlichen Mann zu erheben. Zitternd vor Aengstlichkeit und Aerger, ließ Adelheid ein paar Stückchen Zucker zu Boden fallen, die im Nu flockiger Staub umhüllte, tieferröthend bückte das Fräulein sich dennoch, sie abseits zu legen. Aber wie eine Furie schoß die noble Hausfrau, blauroth im ganzen Gesichte, wie der Rand ihrer Rübe, auf das arme Kind los; der Graf vernahm einen leisen Schrei — und bald darauf war Adelheid verschwunden und kam nicht wieder.

Der Graf war so zerstreut, daß er das Gespräch abbrach, ohne die Verhandlung, um derentwillen er gekommen, zu Ende gebracht zu haben. Zögernd rüstete er sich zum Abschiede, noch immer auf die Wiederkehr des Fräuleins hoffend. Langsam ritt er am Garten hin; in der Laube saß eine weibliche Gestalt in tiefen, traurigen Gedanken, wie es schien; der Graf erkannte das Fräulein. Er stieg vom Pferde, suchte Zugang und stand unversehends vor der einsamen Adelheid, die mit thränenvollen Augen erschrocken zu ihm aufblickte.

Der Graf bot ihr seinen Schutz an. Das Fräulein benahm sich so klug, so höchst schicklich in dieser Minute, daß es die Achtung des schnellerworbenen Freundes mit seinem Wunsche steigerte, diesem liebenswürdigen Wesen behülflich werden zu können.

Adelheid reichte ihm mit einem schönen, gerührten Blicke

die Hand und sprach: „Ich danke Ihnen, Herr Graf! Die Versicherung, daß noch irgend Jemand auf Erden Theil an meinem verlassenen Schicksale nimmt, genügt, um meinen Muth aufzurichten, den eine augenblickliche Schwäche überwältiget hatte. Es ist vorüber, und ich bin mir wieder selbst getreu."

In diesem Moment gewahrte der Graf auf dem bloßen Arme des Fräuleins ein paar frische, blutunterlaufene Flecke, wie vom kneifenden Drucke plumper Finger. „Was ist das?" fragte er entsetzt, und ein Gedanke, schnell wie ein Pfeil und eben so verwundend, traf sein Herz. Er erinnerte sich der Scene am Kaffeetische, der schwache Wehlaut, den er vernommen, fiel ihm ein, und Adelheid's jähe Entfernung, ihre Thränen, wie dieses Mahlzeichen — nichts war ihm ein Räthsel mehr. Er betastete leise mit elektrischem Mitleid jene wunde Stelle, und wie er die leuchtende Weiße dieses vollen, weichen Armes in näheren Augenschein nahm, sah er bis an das Grübchen des Gelenks und darüber hinaus überall blässere und blauere Spuren der Bosheit. „Herr des Himmels!" rief der Graf mit zornigem Affect, „wenn es möglich wäre, was ich errathe" — — —

Des Fräuleins anmuthiges Gesicht war wie mit Purpur begossen. „Wohl mir," sagte es lächelnd, „daß keine schlimmere Flecke als diese mein Leben verunstalten! Ein wenig Seifenspiritus verwischt sie bald."

Der frohe Stolz der Schuldlosigkeit, die über ein grausames Geschick zu trösten vermag, rührte in diesen Worten den Grafen in tiefster Seele. Da er die erglühete Adelheid noch immer anstarrte, als erwarte er Weiteres, setzte sie hinzu, und in ihrer Stimme zitterte der Schmerz und ein paar Thränen rollten aus den Wunden ihres Herzens auf

die gemißhandelten Arme: „Meine Großtante liebt es, ihre Ermahnungen nachdrücklich zu geben.“ —

„Ihre Großtante?“ rief der Graf mit Ingrimm, und in seinen Augen funkelte ein rächender Strahl. „Fräulein, wie können Sie, ein Engel! des Teufels Großmutter so nennen! Ein Schandfleck der Menschheit ist dieses höllische Weib, das, so wahr ich Graf Dodona heiße, hinfort keine Gewalt über Sie haben soll!“

Fast bebte Adelheid mehr als vor dem krebsartigen Erboßen ihrer Tante, vor der Gewalt, die sich ein ihr bisher ganz unbekannter Mann in dieser Betheurung über sie anmaßte. Sie suchte den Grafen zu beruhigen; doch nur ihr Versprechen, sich in jedem Falle, der ihr zu nahe träte, an ihn zu wenden, ließ sie diesen Zweck erreichen.

Das Mausoleum erhob sich; aber die Comteß senkte das Köpfchen nur um so tiefer. Schon schimmerte die korinthische Säule durch das Dunkel der Tannen; doch Mariens Wuchs, schlank wie jene, schwebte unfest und ruhelos in den einsamen Gängen, die der Herbst gelichtet hatte, und man sah noch in später Nachtluft ihr weißes Gewand flattern.

Signor Solfiere schmückte die Todtenhalle sinnvoll aus; allein die feuchte Luft des frischen Gewölbes schien ihm geschadet zu haben, denn seine bräunliche Wange war bleich geworden, während der nordische Strich des Herbstes dies südliche Blut nicht abzukühlen vermochte, sondern es vielmehr in gefährlicher Leidenschaft entzündete.

Das rauhere Frostwetter unterbrach den Bau, dessen Vollendung der Graf hätte erzwingen mögen, und Solfiere ging für einige Monate nach der Hauptstadt ab, um mit der ersten Lerche wieder zu kommen.

Die dunkle Einsamkeit des Winters, worin ihr nur Bilder der Liebe Gesellschaft leisteten, die abgeschiedene Sehnsucht, welche die Stunden zählte, bis die kleine Schneeglocke das Fest des Frühlings läuten würde, mattete Mariens Herz vollends ab. Wäre der Graf zu jener Zeit nicht so ganz und gar mit sich selbst beschäftiget gewesen, er hätte sehen müssen, daß die Seele seiner Tochter fernhin entrückt den schönen Körper verlassen, seit Solfiere Urlaub und Abschied genommen.

Der Signor kam zurück, wie er versprochen; aber Mariens Engel entfloh. Daß der Liebenden Glück nur kurz sein würde, ließ sie vergessen, sich ein reines Andenken zu bewahren, und der Zweifel an der Zukunft machte ihr Unglück gewiß.

Schon ließ sich ungefähr die Zeit bestimmen, wo das Grabmahl fertig sein würde, und die Särge der seligen Gräfin und ihres Sohnes feierlichst beigesetzt werden könnten.

Eines Abends, wo der Italiener sich einer kleinen Unpäßlichkeit wegen bei Tische hatte entschuldigen lassen, und Marie gleich nach aufgehobener Tafel fort wollte, sagte der Graf: „Warte doch, Marie! Wohin willst Du noch? Du erkältest Dich im Thau, und ich sehe Dein spätes Verweilen im Garten überhaupt nicht gern.

Marie erröthete und blieb; mit beklommenen Athemzügen fragte sie, was zu ihres Vaters Befehlen sei?

Graf Dodona schien um den Eingang seines Vortrages verlegen. Er sagte mit gütigem Tone: „Ich möchte, daß Du endlich einmal wieder heiter würdest. Alles hat seine Zeit, Marie! Und der gerechteste Gram wird bizarr, wenn ein jugendliches Herz ihn festzuhalten strebt.“

Marie sah ihren Vater mit großen Augen an. Sie wußte nicht, wo er hinaus wollte.

Der Graf räusperte sich und fuhr fort: „Du bist zu einsam, und das immerwährende Lesen taugt nicht für Dich. Am Ende könntest Du wohl gar Lust bekommen, selbst einen Roman zu spielen.“

Marie entfärbte sich, ein flüchtiges Zittern bewegte ihre zarten Glieder; doch als sie auffah, lächelte ihr Vater, dem das verrätherische Erschrecken seiner Tochter entgangen war, und sprach: „Du ahmst den Damen in Deinen Büchern nach; ich aber denke Dir ein besseres Vorbild zu geben. Ich liebe auch an Deinem Geschlecht einen kräftigen Geist, ein muthiges Herz und bin der Meinung, eine Gräfin Dodona müsse zu stolz sein, um sich von einem Schmerze beugen und auf die Länge niederhalten zu lassen, den die Natur nun einmal in unser Leben einbedungen hat.

„Mein Vater!“ antwortete Marie gekränkt, „ich muß Ihren Starkmuth bewundern; ich aber rühme mich, daß mein Herz geblutet hat!“ —

Der Graf fühlte den Vorwurf in diesen Worten seiner Tochter; doch war er jetzt aus besonderen Ursachen geneigt, ihr die gute Seite zu zeigen. „Auch ich habe unserm gemeinsamen Verluste meinen Schmerzenszoll entrichtet,“ erwiederte er, „allein nachher in vernünftiger Ueberlegung eingesehen, was ich mir selbst schuldig bin. So ist denn mein Entschluß gefaßt, mich wieder zu vermählen, und meine zweite Wahl bereits getroffen. — Diese Nachricht wird Dich nun wohl schwerlich erheitern; aber vielleicht dürfte sie auch zu Deinem Besten sein.“ Hier hielt er inne, erwartend, was Marie dazu sagen werde.

Mariens Züge hellten sich auf, ein erleichternder Seufzer

hob ihren Busen. Sie sprach: „O mein Vater! ich sollte unzufrieden schnöder Selbstsucht Raum geben, wenn Sie für Ihr Glück sorgen? Scheel sehen, wenn eine würdige Nachfolgerin meiner unvergeßlichen Mutter den Platz einnimmt, den nur ihr Schatten noch umschwebt? Das sei ferne! Ich werde der Frau meines Vaters mit kindlicher Ehrfurcht begegnen, auch wenn sie mir im gehässigsten Sinne eine Stiefmutter wäre; und wenn ich ihre Rechte, wie ihre Tugenden anerkenne, wird sie Nachsicht mit den Fehlern meiner Jugend haben."

Jetzt erröthete der Graf. Aus seiner Tochter Worten wehete ein Geist hervor, den er nicht zu nennen wußte, den er nur in einem Gefühl, getheilt zwischen Scham und väterlicher Aengstlichkeit, empfand. Diese Gleichgültigkeit Mariens gegen die zweite Heirath ihres Vaters dünkte ihm, als hätte ihr Herz sich von seinen angebornen Interessen losgerissen und hänge fremden Göttern an; so wie der natürliche Irrthum des Mädchens, daß die Erwählte des alternden Vaters eine Dame von gereifter Erfahrung wäre, eine vorwurfsvolle Beschämung in ihm anregte. Wenn er Marien hätte Spott zutrauen dürfen, so würde er geglaubt haben, die Tochter wisse um seine verliebte Thorheit und wolle ihn höhnen.

„Der Unterschied des Alters," antwortete der Graf mit niedergeschlagenen Blicken und erzwungenem Lächeln, „ist nicht so groß, daß meine Braut Dir einen Jugendfehler vorzuwerfen hätte. Sie zählt nur ein Jahr mehr, als Du, Marie, und ich hoffe, ihr sollt gute Freunde werden."

Marie näherte sich ihrem Vater, ihn zu umfassen. Sie hauchte mit heißen Lippen einen Kuß auf seine Wange, die sich zu furchen anfing, und sprach: „So beglücke ein frohes, liebendes Gemüth Ihre ferneren Tage, mein Vater! Ach!

ich mache Ihnen so wenig Freude — aber Gott weiß! ich kann mir nicht helfen.“ Sie weinte.

Der Graf nahm Marie an seine Brust, worin ein warmes Vatergefühl aufwallte. „Was kann ich für Dich thun, mein Kind?“ fragte er weichmüthig. „Nenne mir doch Deine Wünsche!“

Marie richtete sich in ihres Vaters Armen empor, ein Blitz der Hoffnung leuchtete in ihren nassen Augen. „Und wenn die Erfüllung derselben Ihnen ein Opfer kostete?“ fragte sie leise.

„Ich bringe es Dir!“ verhieß der Graf mit unbedingtem Tone.

Mariens Züge veränderten sich, sie zitterte stärker, ihre Miene war verklärt, als sähe sie den Himmel offen. Sie wollte reden — ihr Schicksal hing in der schärfsten Gefahr, an der nächsten Minute, wie das Schwert des Damokles an einem Haare.

„Nur muß“ — setzte der Graf, wie von einer Ahnung geleitet, hinzu — „die Ehre meines Namens und Hauses kein Scherflein dazu hergeben sollen; Du kennst mich, Marie, das ist ein Familienfond, den ich nicht angreifen darf, noch will. Was Dir jedoch der Vater gewähren könnte, dazu ist er ohne Vorbehalt erbötig. So sprich, meine Tochter.“

Doch Marie verstummte. Sie trat, als sie dies hörte, einen kleinen Schritt zurück, er bildete aber eine tiefe Kluft zwischen ihr und ihrem Vater. Der bessere Augenblick war vorüber; sie fühlte, daß sie ohne Hoffnung wäre, und dankte Gott, der sie gewarnt, ihr theuerstes Geheimniß einem Unglimpf Preis zu geben. Jetzt war es noch ihr Eigenthum, ihr einziges Glück, und ängstlich verschloß sie ihr Herz, es zu bewahren.

Marie bat ihren Vater, daß er ihr erlauben möge, auch künftig, wie bisher, still nach ihrem Sinne zu leben.

Mit gerunzelter Stirn antwortete der Graf: „Deine Freiheit soll in nichts beschränkt werden, und meine Braut ist klug genug, die feine Grenzlinie zu kennen, auf der sie der Tochter des Gemahls gegenüber stehen bleiben muß. Aber lieb wäre es mir doch, wenn Du diesen Hang zur Einsamkeit, diesen unglücklichen Trübsinn zu verbannen suchtest, der Dich endlich aufreiben wird. Es ist eine krankhafte Stimmung, eine Ueberreizung der Nerven. Auch siehst Du so bleich, so matt aus — wenn ich mir dagegen meine Adelheid betrachte und ihre Situation der Deinigen vergleiche" —

Es war das erste Mal schon, daß der Graf seiner Tochter die Verlobte als Muster aufstellte, und unsere lieben Leserinnen erfahren zugleich, wer diese sei.

„Es ist an der Zeit," fuhr der Graf fort, und der Ahnenstolz, der ihn beherrschte, flammte blitzartig aus den finstern, vorwurfsvollen Mienen, „daß die angesehensten Jünglinge des Landes aufmerksam auf Dich werden sollen. Eine Gräfin Dodona gab es nimmer, die nicht im Prangen jugendlicher Schönheit das kühne Streben der Edelsten gewesen wäre. Wohin wendet sich die Sonnenblume? Du aber hängst den Kopf und schleichst einher, als wolltest Du Dich heute oder morgen dem Staube vermählen."

Marie verließ ihren Vater nach dieser Unterredung, fühlbar erkältet gegen ihn. Seiner Liebe würde es gelungen sein, das Herz der Tochter zu gewinnen und ihr eine höhere Würde zu retten, als die der Stammbaum giebt; sein Stolz regte den Trotz ihrer leidenschaftlichen Schwäche auf, und was sie erheben sollte, half ihren Fall vorbereiten.

Es war dem Grafen gelungen, die Grenzstreitigkeit seiner

Nachbaren auszugleichen und nebenbei sein eignes Schicksal zu arrondiren. Die schöne Adelheid war seine Braut, ehe er selbst recht wußte, wie dies zugegangen sei. In einer Equipage, deren kein Fürst sich schämen durfte, holte er sie nach Rosten ab, ihr seine Tochter vorzustellen. Beide Mädchen standen in seltsamer Verlegenheit einander gegenüber. In Adelheid's glänzenden Blicken malte sich ein frohes Erstaunen über die prächtige Einrichtung des Schlosses, dessen gebietende Dame sie, ein armes, unterdrücktes Geschöpf bisher, nun werden sollte. Die Freude der Erlösung wogte in ihrem Busen, und die Neuheit ihrer umgewandelten Lage gab den Eindrücken derselben eine berauschende Wirkung.

Graf Dodona schwamm in Entzücken; der Anblick eines Wesens, das er, gleichviel wodurch, glücklich machte, war ihm ebenfalls ganz neu, und Adelheid wußte es ihm sehr fein auszudrücken, daß sie ihren Standpunct als seine Verlobte zu würdigen verstehe. Nicht minder zart bemühete sie sich um Mariens Freundschaft.

Die Comteß hingegen völlig gleichgültig für Umgebungen, die sie als unzulänglich kannte, den Bedarf des Herzens zu befriedigen, und weit entfernt, um die Gunst ihrer künftigen Stiefmutter zu buhlen, ward dennoch von jener echten, vornehmen Grazie vertreten, die den Adel der Geburt und die Gewohnheit, reich bedient zu sein, geltend macht, ohne es zu wissen und zu wollen.

Wie einfach Marie sich auch zeigte, sie erregte eine stille Bewunderung in Adelheid's Herzen. Der einfache Anzug, der jeden prunkenden Schmuck verschmähete, da er mit dem schönsten hätte prahlen können, erschien einem Mädchen, das die Genüsse der Eitelkeit noch nie gekostet, als eine gewisse Größe des Geschmacks, und die ruhige Haltung, in der

Marie sich gegen die Braut ihres Vaters verhielt, war für Adelheid ein anziehender Reiz, sich ihre Liebe, ihr Vertrauen zu erwerben.

Ob auch Adelheid jede Empfänglichkeit für das stolze Glück besaß, wozu die Vorsehung sie unbegreiflich schnell über ein ärmliches, ja schmähliches Geschick erhoben, dieser rasche Umschwung betäubte sie, und diese Höhe, welche ihre träumenden Wünsche schwindelnd überragte, dieser Schimmer des Reichthums, der hier überall zu erblicken war, blendete sie. Sie sank freiwillig, nur hingerissen vom Drange einer dankbaren Empfindung, an die Brust des Grafen, und fragte ihn mit reizender Schüchternheit, wodurch sie ihm gefällig werden könne. —

Im wonnigsten Triumphe umarmte der Graf seine Braut und sagte: Dadurch, daß sie ihrer Stellung als seine Gemahlin nie das kleinste Abweichen vergebe, und sich stets in aller Strenge des weiblichen Anstandes, wie er einer Gräfin Dodona zieme, gegen Jeden behaupte. Die adelige Ehre sei nun einmal das Idol seines Lebens, und wenn es der klugen Adelheid, in der er die mütterliche Freundin seiner Tochter voraussetze, gelingen sollte, Marie, die durch eingeschlichene Fehler der Erziehung und nachtheiliger Lectüre einen empfindsamen Schwung genommen, auf jene festen Grundsätze ihres Vaters zurückzuführen, so würde sie in den wichtigsten Interessen seines Herzens am meisten für die Zufriedenheit desselben gesorgt haben.

Das Fräulein richtete sich kühl in den Armen des Bräutigams auf; es fühlte unter leisen Schauern einer bösen Vorempfindung die Kälte dieser Brust; der Graf hatte das Unglück, die schönsten Augenblicke seinem Götzen zu opfern. Adelheid bedauerte die junge Gräfin heimlich um

so redlicher, als es ihrem Scharfblicke nicht entgangen war, daß kein väterliches Vorurtheil, wie es als Regel von angehenden Stiefmüttern gefunden wird — die liebenswürdige Marie begünstige. Sie nahm sich vor, zum Schutze dieses sanften Wesens zu sein, und die dankbare Verpflichtung der Braut ward jetzt schon zu der Absicht einer, wenn auch edelmüthigen Partei gegen den Gemahl. —

Adelheid ward nun Gräfin Dodona, und nur ihren innigen Bitten gestattete der Graf, der sonst jeden Wunsch der geliebten jungen Frau aus den Augen las, daß sie dann und wann nach ihren Pflegeeltern fragen dürfe, mit denen er jeden weiteren Umgang abgebrochen wissen wollte.

Der Ueberfluß strömte nun sein Füllhorn über Adelheid aus, ihr Schicksal hatte einen Wechsel erfahren, der selten so auffallend in den Lebensgang eines Menschen tritt. Früher erniedriget durch die gemeinste Arbeit und Behandlung, machte ihr Wink jetzt die Lakaien fliegen, war das leiseste Verlangen in ihrem Blicke für den Gemahl, der seine Gattin anbetete, ein Gesetz. Nur kostbare Bracelets preßten und rötheten jetzt die schönen Arme der Gräfin, ihren Gästen wurden Ananas in vergoldeten Schalen gereicht — doch im Verschlusse ihrer Kostbarkeiten befand sich auch eine weiße Rübe von Papiermaché, die sie nie zur Hand nehmen konnte, ohne ihrer vorigen Lage eingedenk zu sein. Der Graf hatte sich den Scherz gemacht, in dieser Attrape seiner Frau den prächtigen Brautschmuck zu überreichen; Adelheid verstand den Bezug auf jene gemeine Frucht, welche ihr einst herbe Thränen der Scham und des Schmerzes erpreßt, die sich nun, wie durch Feerei, in das Wasser des Brillants verwandelt hatten. Die Blumenlese ihrer Kindheit und frühesten

Jugend, ein Distelfeld, war zu einem Zaubergarten geworden, der goldene Aepfel trug.

Die Gräfin hätte jetzt an dem Untergange einer ganzen Zucker-Raffinerie Schuld sein können; sie wäre auch einer minder empfindlichen Rüge, wie damals, als ihr das Stücklein Melis entfiel, überhoben gewesen. Und zu ihrer Ehre sei es gesagt, sie dachte jener bösen Zeit oft und ernstlich genug, um ihren Gemahl dankbar zu ehren und ihm treu ergeben zu sein.

War es eine Regung der Eifersucht, die dem jungen, schönen Manne den Anblick seiner Braut mißgönnte — war es Hochmuth, der sich schämte, in Gegenwart der Erwählten, welche die größte Meinung von der vornehmen Abgeschlossenheit ihrer künftigen Verhältnisse fassen sollte, mit einem Künstler zu Tische zu sitzen, der sein Tagwerk für fremde Zwecke unter gemeinen Arbeitern vollbrächte, oder war es eine Mischung dieser Gefühle? Genug, der Graf hatte einen seichten Vorwand gebraucht, den Italiener, während Adelheid's erster Abwesenheit in Rosten, von seiner Tafel zu entfernen. Signor Solfiere, dadurch beleidiget, dankte nun für den Rest seines Aufenthaltes im Schlosse diese Gunst ab, und vermied das Angesicht des Grafen. Wenige Tage nach der Vermählungsfeier war der Italiener plötzlich verschwunden, und hatte ein Schreiben an den Grafen hinterlassen, worin er ihm sagte, daß, wenn dieser das Mausoleum seines Beifalls und irgend eines Lohnes würdig fände, er sich denselben nach dem Verlaufe von Jahr und Tagen holen wolle.

Der Graf war äußerst verdrießlich über diesen Vorfall. Daß der Künstler sich heimlicher Weise seiner Freigebigkeit entzogen, vergällte ihm fast die Freude an dem herrlichen

Bauwerke, und drückte ihn mit einer unbestimmten Schuld; die angedeutete Wiederkunft des Signore war ihm eben so wenig eine willkommene Erwartung, und die Bedingung gemahnte ihn wie ein Räthsel, das eher in bewußten Fehlern, als in dem redenden Verdienste dieser großen Kunstleistung zu lösen wäre. — Beinahe hätte der Graf nicht übel Lust gehabt, seine Tochter, die stets in freundlichem Vernehmen mit Solfiere gestanden, der Mitwissenschaft an diesem Streiche zu verdächtigen; aber Marie war in jenen Tagen krank, und als sie wieder zum Vorschein kam, der Unmuth ihres Vaters größtentheils vorüber. Zudem forderte Mariens blasses, leidendes Aussehen, ihre Theilnahmlosigkeit an der ganzen Welt, zur weichsten Schonung für sie auf.

Fremde Holzarten wurden um den Platz, worauf das Mausoleum stand, gepflanzt, und die Särge der seligen Gräfin und ihres Sohnes aus der morschen Familiengruft, worin sie bis dahin aufbewahrt gewesen, in die geräumige Halle versetzt. Es geschah mit angemessener Feierlichkeit; doch während der Ceremonie wurde Marie ohnmächtig. Der Geistliche des Ortes sprach einige kurze Worte zum Ruhme dieser Todten, und als er, ein freimüthiger alter Mann, der milden Tugenden erwähnte, wodurch die verstorbene Gräfin sich ein unvergängliches Denkmal in den Herzen Aller, die sie gekannt, gestiftet; da gelobte Adelheid still weinend, sich selbst, ihr eine würdige Nachfolgerin und ihrer Tochter eine hülfswillige Freundin zu werden. Sie fing an, in Marie das Geheimniß eines gefährlichen Grames zu ahnen.

Schneller, als sie es je gedacht, hatte die Gräfin Dodona sich an den Glanz ihrer Lage gewöhnt. Sie war nun seit vier Monaten verheirathet; doch diese verlängerten sich ihrem Rückblicke zu eben so viel Jahren.

Sonst war ihr unter Aerger und Mühen die Zeit flugschnell dahin gerauscht, jetzt wollten die Tage der Ruhe kein Ende nehmen, und die vornehme Bequemlichkeit, die sie sich nach standesmäßiger Sitte gefallen lassen mußte, ermüdete sie mehr, als vordem die überhäufteste Arbeit. Eintönig liefen ihre Stunden ab; mit träumerischem Tiefsinn im Blick begleitete sie oft die Schwingungen des goldnen Pendels; sein Gleichgewicht fehlte den Schlägen ihres Herzens.

Wenn die Tischglocke läutete, bestrich ein Anflug von Freude, an der jedoch die Eßlust nur den tausendsten Theil hatte, die arme Gräfin. Der langweilige Morgen wäre nun doch vorüber, dachte sie mit einem ausathmenden Seufzer, und die Tafel bot eine kleine Abwechslung dar. Bei der Wahl der ausgesuchtesten Speisen gestand sie sich heimlich, der Hunger wäre doch der beste Koch, und froher Muth — wie die Schrift sagt — ein tägliches Wohlleben. Ihr Brautkranz war kaum verwelkt, und schon wunderte Adelheid sich, den Begriff der Freiheit früher so gänzlich mißverstanden zu haben.

Und bin ich denn jetzt unabhängig? fragte sie sich zuweilen gedankenvoll; ihre Schritte waren gemessen, der Tact für ihr Verhalten angegeben. Sie hatte das Loos roher Sclaverei mit einer glorreichen Gefangenschaft vertauscht. Wenn die arge Großtante sie vormals auf jede Weise gequält und beschränkt, so blieb dem Mädchen die Aussicht in weite Räume der Zukunft, und die Phantasie, spottend jeder Fessel, flatterte leicht und kühn in schönern Fernen; der Trauring aber, den die Gattin trug, war an dem verschlossenen Thore der Hoffnung befestiget. —

Wollte die Gräfin ihr Auge an dem Inhalte ihres Schmuckkästchens vergnügen, so konnte wohl, während ihre

weiße Hand im farbigen Flimmer der Edelsteine wühlte, der dunkle Gedanke in ihr aufsteigen an jenen unschätzbaren Diamant, den man verschenken oder ewig ungenossen verscharren muß. — Der zufriedene, heitere Sinn, der ihr über böse Tage der Vergangenheit hinweggeholfen, verschwand, und eine leise Schwermuth belastete ihr gegenwärtiges Glück. O, wie tief ist verborgen, was frommt! sagt der weise Ovid.

Der wachsame Blick des Grafen bemerkte die veränderte Stimmung seiner jungen Gattin, er hielt sie für kränklich, und Adelheid widersprach dieser Besorgniß nicht. Der berufene Arzt lächelte und gratulirte mit schlauen Mienen den Graf zu der Unpäßlichkeit seiner Gemahlin.

Der Graf umarmte hochentzückt die liebenswürdige Frau, über deren Angesicht sich eine Rosenröthe ergoß. Adelheid küßte duldsam die Hand ihres Gemahls, ihr Auge hing eine flüchtige Secunde an seinen ergrauenden Haaren — dann bewölkte es sich in trüber Scham. In dem Wallen ihres Busens tauchte die Ueberzeugung auf, daß eine Mutter doppelt gesegnet sei, wenn sie den Vater ihres Kindes lieben könne, ihn nicht bloß ehren dürfe oder fürchten müsse. —

Das Leben der Gräfin Dodona hatte nun ein Ziel, ihre Gefühle einen Gegenstand gewonnen; alle ihre Gedanken gehörten dem schlafenden Wesen, das ihre Liebe, ihr Eigenthum, wie kein anderes auf Erden war und werden sollte.

Der Graf hätte nun seine Gattin am liebsten in Baumwolle wickeln mögen. Er quälte sie mit einer Fürsorge, welche nicht zu verkennen es aller Güte ihres Herzens bedurfte. Unter der Befugniß dieser tyrannischen Sorgfalt verlangte er, daß die gesunde, kräftige Adelheid weder Hand, noch Fuß regen und rühren, sich durch keinen Morgen=

spaziergang stärken, sich den erquickenden Genuß der Abendkühle versagen sollte. Zwar fügte die Gräfin sich diesen gebietenden Vorschriften ihres Gemahls, nur konnte sie zuweilen einer stillen Bitterkeit nicht wehren, womit sie, was er für zärtlich besonnenes Achten gehalten wissen wollte, als eifersüchtige Hut empfand. Mit trauerndem Neide sah sie an dem offenen Fenster ihres Zimmers ein Vogelweibchen dem Neste entflattern und den sonnigen Aether durchkreisen. „Die Natur schuf ihre Geschöpfe zu freier Lust und Liebe!“ sagte sie betrübt, „warum wird mir die süßeste Pflicht zu einer Fessel der Pein?“ — Der Flügelschlag ihrer Seele strebte gegen die goldnen Wände ihres Kerkers.

Während dieser Zeit war Marie Dodona ihren eigenen stillen Weg gegangen. Ihr Aussehen, blaß und leidend, ließ vermuthen, daß sie kränklich wäre; da aber Marie nie klagte, und der Graf, als ein abgesagter Feind schmachtender Schönheiten, dies matte Colorit, welches er, und an seiner Tochter besonders, vor dem Tod nicht leiden mochte, die Leibfarbe der Sentimentalität nannte, in der sie sich nun einmal gefalle, so gab er wenig auf ihr sichtliches Vergehen; ihre elegische Stimme schlug nur eine zürnende Saite in seinem gegen sie verhärteten Herzen an.

Die Gräfin hätte keine Frau sein und nicht so hoch im Vortheile der Gunst ihres Gemahls stehen müssen, wenn sie nicht mit Theilnahme auf Marie achten sollen. Sie bemerkte schweigend, doch ernstlich bekümmert, den Ausdruck stiller Seelenkämpfe in ihren Zügen, sie sah wie Marie mit trocknen Lippen das Essen kaum berührte, wie das schöne Mädchen sich gramvoll aller Freuden der Jugend und seines angeborenen Glückes begab, und des ganzen, gabenreichen Lebens satt und müde schien. Die Gräfin vermuthete einen

tieferen Grund dazu, als den das flache Vorurtheil ihres Gemahls annahm, und der Instinct der Weiblichkeit lehrte sie ihn finden.

Noch war ihr freundliches Entgegenkommen ohne Erfolg gewesen, und Marie fremd und zurückhaltend gegen die wohlwollende Stiefmutter. Sie blieb den größten Theil der Zeit auf ihrem Zimmer, las viel und schrieb noch mehr — und wenn sie schicklicher Weise in der Gesellschaft ihres Vaters und seiner Gattin oder anderer Personen aushalten mußte, so war ihr der Zwang anzumerken, den jedes Herausgehen aus sich selbst ihr auflegte.

Ein dringender Anlaß nöthigte jetzt den Grafen, eine kleine Reise auf ein entferntes Gut zu unternehmen; der weite, böse Weg bestimmte seine kämpfende Furcht, Frau und Tochter daheim zu lassen. Adelheid, glücklich wie ein Kind, das im unschuldigen Ergötzen den strengen Blick der Aufsicht nicht zu fürchten hat, gedachte diese wenigen Tage unverkümmert zu genießen. Sie war im Dorfe gewesen, und hatte das gütige Herz mit Wohlthun und freundlichem Erweisen gesättiget; müde von der Luft und so manchem Anblicke der Noth und des Kummers befand sie sich des Abends in ihrem Cabinet.

Der Mond schien hell zu den unverhangenen Fenstern herein und beleuchtete magisch den Garten. Die Zweige der Bäume nickten im Wehen der Kühle, als winkten sie mit laubigen Armen — es rauschte draußen so anmuthig, und die Gräfin fühlte sich plötzlich von der Lust angewandelt, noch einen Spaziergang zu machen. Zwar war solch ein Gelüst hoch verpönt; aber nicht die Schlange Eva's, sondern ein guter Genius lockte sie, das Gebot ihres Herrn zu übertreten. Die flüsternde Stille rings umher, das Licht der

Kerzen, winterlich bangsam gegen Luna's sanften Schimmer abstechend, erregte ihr ein wunderliches Grauen; es zog sie mit leiser Gewalt von hinnen. Sie nahm sich nicht Zeit, ihre Zofe zu rufen, rasch, als gälte es zu entkommen, hüllte sie sich in ihren Nachtmantel, und schon war sie mit beflügelter Sohle hinausgeeilt in die grüne, thauige Einsamkeit, als ihr einfiel, sie hätte Marie auffordern sollen, von dieser späten Partie zu sein. Marie war heute wieder so auffallend blaß gewesen, sie hatte über Zahnschmerz geklagt und das Abendbrod verschmäht. Die Gräfin machte sich heftige Vorwürfe, die Arme versäumt zu haben, wie abweisend Mariens Benehmen auch war. Sie blickte unschlüssig zurück, der Flügel, wo Marie wohnt, war dunkel, nur vom Strahl des Mondes angeleuchtet.

Eine unerklärbare Angst trieb die Gräfin vorwärts; sie glaubte frische Spuren eines kleinen Fußtritts im feuchten Sande zu gewahren, und folgte ihnen. Ohne aufgeblickt zu haben, stand sie vor dem Mausoleum, und die Schatten der Gebüsche webten geisterhaft um die bleichen Säulen. Durch die todtenhafte Ruhe des Grabmahls ließ sich das Brausen eines Baches hören, der gleichsam die Grenze des Gartens bildete und, seines öfteren tückischen Anschwellens wegen, das grimme Wasser hieß; eine schmale Brücke mit einseitigem Geländer führte darüber hin, die morschen Balken zitterten im Sturz der Wellen, und die lockeren Bretter schwankten unter dem Tritte, der sie berührte.

Die Gräfin stand und horchte dem Geräusch des kleinen, wilden Flusses, der sein ungestümes Tosen eben wieder zu beruhigen anfing.

Es giebt Augenblicke, in denen das Schweigen der Umgebung einen Schauer des Alleinseins in der menschlichen

Brust weckt; die Stimmen der Natur, das Säuseln des Windes, das Knistern des Feuers, ein sprühendes Licht, der tröpfelnde Regen oder ein rieselndes Gewässer sprechen ihn dann, wie mit befreundetem Schutze, gegen diese öde Furcht an.

Die Gräfin befand sich in diesem Falle. Sie warf einen scheuen Blick nach der Wohnung der Todten, aber es regte sich nichts um die kalte Schwelle, und nur der Schein des Mondes wankte in ungewisser Helle und dunkeln Umrissen auf den marmornen Platten. Ohne Säumen verließ die Gräfin diesen ernsten Ort und lenkte ihre flüchtigen Schritte dem Bache zu, von wo ein kürzerer Weg nach dem Schlosse zurückführte. Sie ließ ihre Augen vorauseilen und bebte; denn auf der Brücke stand wirklich ein weißes, gespenstisches Wesen, das, wie leblos, in den Lauf der flimmernden Wellen hinabschauete. Der Abendwind, welcher kalt die hohen Ufer bestrich, trieb sein wüstes Spiel mit den Falten eines feinen Gewandes, eines reichen, aufgelöseten Haares. Jetzt bog jene weiße Dame sich tief über die Lehne — die Gräfin stieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus, und erlag fast der Gewalt des Schreckens, den der Anblick dieser Gefahr über sie brachte; die Gestalt wendete sich um — es war Marie.

Die Gräfin ermannte sich. Es war ihr fürchterlich klar, was Marie hier gewollt, ob auch der Mond hinter eine nächtliche Wolke trat, das Seelenzagen einer Unglücklichen zu verhüllen. Dennoch sagte sie: „Marie, um Gotteswillen! was machen Sie hier so allein, so leicht gekleidet? Sie konnten sich den Tod holen."

Marie war bleich wie eine Büste. Ein krampfhaftes Zittern flog durch ihre Glieder, ihre Zähne stießen leise zusammen, sie sah die Gräfin, ohne zu antworten, mit starren Blicken an.

„Meine liebe Marie!“ hob diese wiederum in dringender Angst an, während sie die eiskalten Hände des Mädchens ergriff und gegen ihre Brust voll heißen Erbarmens drückte, „Ihr Schutzgeist hat mich hierher gerufen! — O, warum haben Sie kein Vertrauen zu mir? Ich würde Ihr Glück befördern nach allen meinen Kräften.“

„Mein Glück?“ fragte Marie mit schwacher Stimme, „das ist auf ewig dahin! Ich weiß nur einen Ausweg aus dem Labyrinth meiner Verirrungen. — Mein Elend ist ein Strudel, der mich immer tiefer in den Untergang reißt — ich versinke!“

„Nicht doch, Marie!“ erwiederte die Gräfin beruhigend, „das ist die Ansicht eines verstörten Gemüths; Sie sind krank, armes Kind! Doch kommen Sie von dieser unheimlichen Stelle, die ich so bald nicht wieder sehen mag.“ — Sie zog Marie hastig abwärts von der Brücke.

Willenlos, wie ein gebundenes Lamm, ließ Marie sich fortziehen; allein noch waren sie nicht weit gekommen, als die Erschöpfte auf eine Bank glitt, welche einen Ruhepunct darbot. Die Gräfin schlug ihren Mantel um Mariens Schultern, die der Frost schüttelte, sie rieb die Pulse, die nur noch mattes Leben klopften, sie wärmte die erstorbenen Hände mit dem Athem ihres Mundes und blickte in das schöne, todtenblasse Gesicht.

„Ich bin nicht ohnmächtig,“ sagte Marie aufschauend, „aber ich war von Sinnen.“ —

„Nichts mehr davon!“ bat die Gräfin und setzte mit der Kraft eines starken Gemüthes hinzu, „die Barmherzigkeit Gottes ist ein Meer, dem alle unsere Thränen zufließen; und darum heißt es auch in jenem guten, alten Liede: Und endlich nimmt er uns're Schuld und wirft sie in das

Meer. — Wollen Sie Ihren Kummer in irgend eine Tiefe versenken? In diese nur allein, Marie! dort wird er zum Perlentaucher, der den Schmuck der Trübsal an das Licht bringt. Fassen Sie doch Muth, Marie! und damit es Ihnen leicht werde, mir zu trauen, gestehe ich zuvor, daß es noch keine Stunde für mich gab, wo es mir, wie in dieser schreckhaften, lieb gewesen wäre, die Gattin Ihres Vaters zu sein, bloß, weil ich hoffe, ich könnte meinen Einfluß auf seine Gesinnung zu Ihrem Besten anwenden.

Von diesem Geständnisse besiegt und hingerissen von der Reue über den verkannten Edelmuth dieser Frau, sank Marie an den Busen ihrer Stiefmutter und brach in ein krampfhaftes Weinen aus. Beide umfaßten sich, eng an einander geschmiegt. „Nicht wahr, Marie," fragte die Gräfin mit zärtlichem Geflüster, „Dein Gram ist eine hoffnungslose Liebe? Ich habe es längst vermuthet. Aber wenn der Gegenstand derselben nicht unwürdig ist, so wüßte ich doch wahrlich nicht, warum Du verzweifeln solltest. Wir wollen gemeinschaftlich auf Mittel denken, und wäre die Erfüllung Deiner Wünsche unmöglich, so ist getheilter Schmerz nur halber Schmerz. — Das Schicksal hat uns in ein Verhältniß zu einander gestellt, dessen die Natur spottet; laß es uns in freundlichen Ernst verwandeln. Es wäre lächerlich, wollte ich jemals verlangen, Du solltest mich Mutter nennen, oder dächte ich mir die Superiorität einer solchen über Dich anzumaßen — —"

„Mutter!" stöhnte Marie leise hervor, doch war der Laut dieses Wortes ein Klang, als ob die feinste Saite ihres Herzens spränge; er griff der Gräfin in die Seele.

„Nein, Marie!" sprach sie bewegt, „ich fühle seit einiger Zeit, was es mit diesem Namen auf sich hat, und daß er

zu heilig ist, um ein leerer Schall zu sein. Aber die Vertraute Deiner Sorgen, die Freundin Deiner Liebe und einst die Mutter Deiner Kinder kann ich werden, und will es redlich, so wahr mir Gott helfe!“

„Einst?“ fragte Marie kaum hörbar, wie ein schwaches Echo, und der Spott einer hoffnungslosen Zukunft und ihres fernen Begriffs verhallte in dieser Silbe. „Die Mutter meines Kindes“ — stammelte sie mit zuckenden Lippen, „dies wäre der Wille eines Engels. So hören Sie denn, Gräfin!“ gebeugt, wie eine Sünderin im Beichtstuhle, bekannte Marie ihr Verhältniß zu Solfiere und dessen heimliche Folgen. —

Es ward der Gräfin dunkel vor den Augen, ihr Denken und Sinnen umnachtete eine greifbare Finsterniß, durch welche sie nur den Blitz des Verderbens sah, der in diesem schmachvollen Ereigniß das edle Haus traf, dem sie nun angehörte, und all sein stolzes Glück in ein Häuflein Asche verwandelte, zur Buße des Hochmuths auf das Haupt der Familie. Sie sah im Geiste den Bannfluch, den der unglückselige Vater auf die entehrte Tochter schleuderte.

„Der Elende!“ rief sie, den Verführer meinend — und in der gekränkten Empfindung weiblicher Würde, empört durch diesen Makel eines edlen Geschlechts, fügte sie hinzu: „Der Mutter bauete er also ein Ehrendenkmal und wälzt gleichzeitig Schande auf ihr Grab? Die Ruhe der Todten, das Recht der Gastfreundschaft, der Frieden der Unschuld, nichts war ihm heilig genug, um es nicht im Taumel roher Leidenschaft zu verletzen! Wo blieb die fromme Weihe der Kunst? das lautere Gefühl wahrer Liebe? — Er verdient nicht, daß Du an ihn denkest, und der Racheengel dieser bösen That möge seinen Fersen folgen.“

Marie athmete schwer. „Verwünsche ihn nicht!“ flehete sie. „Er irrt umher, heimathlos; das Paradies seiner Geburt verwüstete ein blutgieriges Raubthier, daß er das Brod seiner Mühe essen muß. Wir fanden, liebten uns — Trennung war das gewisse Loos unserer heißen Herzen. O Adelheid! hast Du je geliebt?“ —

Diese Frage, welche die Kälte der Unempfindlichkeit um Entschuldigung für eine leidenschaftliche Gluth ansprach, weckte in dem Busen der Gräfin den Schmerz einer bekämpften, zärtlichen Neigung und ein scharfes Gefühl ihres Schicksals an der Seite eines alternden Gemahls; ihre Augen füllten sich mit Thränen, und das Bild des Freundes, dem sie entsagen müssen, zitterte darin. Aber die Tugend mischte einen Tropfen Seligkeit in den bittern Kelch dieser Erinnerung.

„Ich habe auch geliebt“ — sagte sie mit tiefem Bewußtsein, „allein ich ersparte dem Geliebten die Pein eines langen, vergeblichen Wartens, und den noch längeren Kummer, mich dann doch nicht gut versorgen zu können, indem ich mein eigenes Herz zerdrückte. Der Halt unserer Hoffnung war ein unsicheres Vielleicht! Aber Ruhe und ein freies Streben ihm zurückzugeben, dies war mein fester Entschluß und das einzige, was ich entschieden für sein Glück vermochte. Und jede Gewißheit hat etwas Sanftes, Stillendes; das Schweben unserer Wünsche nur ist Marter. Gott half mir siegen! Und sähe ich ihn jemals wieder, ich würde mich seines Anblicks freuen können.“

Marie schluchzte heftig. Mit bereuender Milde sagte die Gräfin: „Ich wollte in dieser Entgegnung Dir keine Vorwürfe machen, liebe Marie! noch mich einer Stärke gegen Dich überheben, die wohl nur das Verdienst meiner drückenden Lage und des Verlangens war, ihr baldmöglichst ent-

zogen zu werden. Der Allwissende ist Richter seiner Erschaffenen — dem schwachen Menschen ziemt Mitleid nur allein. Ich versichere Dich meiner thätigsten Hülfe, und ein inneres Gefühl sagt mir, der Himmel werde uns beistehen.

Die Gräfin hatte mit der entschlossensten Theilnahme gesprochen, und Marie empfand den Trost der Zuversicht in ihrer geängsteten Seele. Sie zog die Hand der Stiefmutter an ihre kalten Lippen und strömte heiße Thränen darüber aus.

„Komm nun, Marie!“ sagte die Gräfin liebreich, „Du bedarfst der Ruhe; gönne Dir sie! Ein treues Auge wacht über uns. Der starke Gott dort oben ist auch ein Vater denen, welche Kinder der Schwäche sind.“ Sie faßte Marie unter den Arm und leitete sie langsam zum Schlosse.

Nur mit der äußersten Anstrengung brachte die todesmatte Marie den kurzen Gang zu Ende. Die Comteß sei erkrankt — flüsterten die Dienstleute einander zu, erschrockener vor dem bleichen Gesichte der Gräfin, als über Mariens Bläße, und aus der dringenden Eile und Angelegentlichkeit, womit Jene sich um die Tochter ihres Gemahls beschäftigte, eine Gefahr folgernd, die ihnen nicht sogleich einleuchtete. Man schaffte Marie schnell zu Bette, wo sie alsbald einen Fieberanfall bekam, der sehr erklärlich war, und dann in einen träumerischen Schlummer fiel, den die wilden Schrecken des Blutes beunruhigten.

Die Gräfin saß an dem Lager der Kranken als ein Bild wacher Sorge. Ihre Lebensgeister waren aufgeregt, ihr erschüttertes Gemüth bebte noch zu stark, um fassen zu können, was sie an diesem verhängnißvollen Abende erfahren hatte. Sie dachte mit Entsetzen an die Möglichkeit, daß ihr Gemahl zur Kunde von Mariens Falle käme, und sie kannte

seine Denkart genug, um zu wissen, daß er diesen tödtenden Schlag seiner Ehre nicht überkommen würde. Es dünkte ihr daher die Pflicht einer klugen Ehefrau, das Ersinnlichste zu thun, um dieses Unglück ihm ein ewiges Geheimniß bleiben zu lassen, so wie die reinste Menschlichkeit Mariens Rettung in jedem Sinne von ihr forderte.

Die Gräfin war eine Frau, welche, ungeachtet ihrer Jugend, zu jener sittlichen Größe gereift war, die erhaben ist über den niedrigen Hang, ihren Werth durch die Herabwürdigung Anderer geltend zu machen. Die Tugend einer wahrhaft reinen, weiblichen Seele wird nie der Nachsicht gegen Fehler ermangeln, welche der Neid unseres Geschlechts öfter, als die Strenge der Moral, mit Härte verurtheilt. —

Aber wie jene doppelte Aufgabe nun lösen? Jeder ausführbare Gedanke versagte sich der Gräfin, ob auch tausend Plane ihren Kopf durchkreuzten. Spät erst schlich sie, vom Frösteln der Schläfrigkeit durchschauert, ihrem Lager zu, hoffend, guter Rath werde über Nacht kommen.

Am Morgen war Marie noch so krank, daß ein Wagen nach dem Doctor gesendet werden mußte. Der Hausarzt der Familie war kürzlich gestorben, und es blieb der Gräfin, welche nicht eigenmächtig einen neuen Leibmedicus ernennen, oder die Wahl desselben dem Zufalle überlassen wollte, in ihrer dringenden Verlegenheit weiter nichts übrig, als dermalen einen alten Licentiaten berufen zu lassen, der ein paar Meilen von Rosten in einem offenen Städtchen wohnte und eines ausgebreiteten Rufes genoß.

Doctor Sostmeyer (so hieß der Licentiat) erschien; aber mehr gewohnt, die Segnungen seines Berufes unter das Dach des Bürger= und Bauernstandes, als in die Häuser der Reichen zu tragen, war er bei dem Eintritte in das

Schloß des Grafen Dodona, der für den stolzesten Edelmann des Landes galt, doch ein wenig verdutzt. Solch Heil war dem schlichten Heilkünstler noch nicht widerfahren, und er empfand es als einen Sonnenpunct seiner Praxis, der dem scharfen Erfahrungsblicke, welcher ihn sonst selten trügte, diesmal verblendend war. Die leidende Schönheit der Kranken, umflossen von schneeigen Gewändern und halb verhüllt von der grünseidenen Draperie des Bettes, die einen entfärbenden Schimmer über die weiße Rose ihres Angesichts warf, die Junonität der Gräfin, welche wirklich Mariens Lucina zu werden gedachte — und jetzt als ihre Wärterin so zärtlich als geschäftig waltete, beraubte den ländlichen Arzt seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart vorerst. Vertraut mit dem Anblicke ekler Gebrechen, plebejer Klagen und dem Siechthum derer, die in angestammter Rohheit das Zerrbild von Schmerz und Leiden in sich darstellen, sah er hier zum ersten Male die Krankheit in idealischer Erscheinung und hätte am liebsten das Recept mit einer Schwanenfeder schreiben mögen. —

Die Gräfin sagte ihm, daß die Patientin sich ein Fieber, wahrscheinlich durch Erkältung, zugezogen, was der Doctor jedoch sanft behandeln wolle, da Marie sehr sensibel sei und bei dieser zarten Constitution starke Mittel kaum vertragen würde.

Der Licentiat hielt nun ein genaues Examen ab, und die Gräfin, von einem feinen Tacte der Menschenkenntniß hiebei geleitet, vertrat Marie in der Angabe der Symptome. Sie meinte, diesem fremden Manne gegenüber nichts zu wagen, und eine leise, letzte Hoffnung regte sich in der Gräfin Busen, Marie könnte schuldbewußt sich in ihrem Befürchten vielleicht dennoch geirrt haben. Auch war dieser Schluß in

Betreff des Arztes sehr richtig, denn seiner Ehrerbietung vor der jungfräulichen Tochter des Schloßherrn wäre die Wahrheit ihres Zustandes nicht im Traume eingefallen. Er kannte nur gemeine Sünderinnen. — So erklärte er denn nach langem Besinnen: Seiner Ansicht nach leide die gnädige Comteß an der Bleichsucht, welche gar leicht in Geschwulst ausarte und dann gefährlich werde. Diese Krankheit mache müde und laß, schwerfällig und schwermüthig, und eine Ortsveränderung sei zum öfteren als ein wirksames Mittel dagegen befunden worden.

Die Gräfin hätte den alten Doctor umarmen mögen. Sie bestätigte den Glauben an sein Wort durch mitfolgende Zeichen und setzte ihn selbst dadurch außer allem Zweifel. Bei der großen Spannung, worin sie sich seit dem vorigen Abende befand, lauschend, ob ein Wink der Hülfe von Außen käme, mußte die Meinung des Arztes nothwendig Anklang finden, und der Schutz, den ihnen selbige vorbauete, die ersten Entschlüsse der Gräfin bestimmen.

Früher, als zu erwarten gewesen, kehrte der Graf zurück, bestürzt bei der Frage, ob etwas vorgefallen, während er abwesend war, von der Unpäßlichkeit seiner Tochter zu hören. Die verstörte Miene der Gattin und eine kleine, sichtliche Befangenheit, deren sie bei diesem Wiedersehen sich nicht erwehren konnte, ließen ihn fürchten, daß es schlimm mit Marie stehe. Die Gräfin beruhigte ihren Gemahl mit schwankendem Herzen, sie hatte Mühe, ihre Stimme tröstend zu befestigen.

„Sei ohne Sorgen, mein bester Mann!“ sagte sie und legte ihre schöne Hand liebkosend unter sein bärtiges Kinn, „Marie befindet sich schon wieder besser und außer Bett, und dieses Fieber war augenscheinlich heilsamer Natur. Aber

— die Arme ist überhaupt krank, da wir sie für trübsinnig hielten, und ihr niedergeschlagenes Wesen zeither war wohl nur eine Folge davon, daß sie sich leidend fühlte.“ — Die Gräfin referirte nun das Urtheil des Licentiaten.

„Was soll denn aber nun geschehen?“ fragte der Graf, und ein ängstlicher Verdruß faltete seine Stirne.

„Ich habe mir ein Plänchen ersonnen,“ antwortete die schlaue Adelheid mit einem Blicke, der als Imperativ der Weiblichkeit dem Grafen einleuchtete, „wofür ich auf Deinen Beifall hoffe. Wie wäre es, wenn wir unsere Marie auf eine Zeit lang hinüber nach Rohrthal brächten? Sie hat mir von glücklichen Tagen der Kindheit erzählt, die sie dort verlebt, weil Du damals als ein eifriger Nimrod, der nahen Forsten wegen, einen Theil des Herbstes mit Frau und Kindern auf jenem Gute gewohnt hättest. Wie oft sie an der Seite ihrer seligen Mutter vom Erker aus nach Dir, dem Vater, gesehen, wenn dieser von der Jagd hätte heimkehren sollen, und wie sie einmal auf solche Art, einen Augenblick vom mütterlichen Arme verlassen, einen Fall aus dem Fenster gethan, den nur ein unsichtbarer Engel hätte gefahrlos machen können, denn unverletzt sei sie in weiches Moos gesunken.“

Hier hielt die Gräfin inne; der Gedanke trat vor ihre Seele, daß jener Ort als die Wohnung eines Schutzgeistes für Marie zu betrachten wäre, der auch einem tieferen Fall, von dem kein treuer Arm sie abgehalten, glücklich werden würde. —

Den Grafen aber rührten diese Rückerinnerungen. Er sah Marie stürzen — und ein jähes Nachweh jenes unvergeßlichen Moments zuckte durch sein Herz. Das Leben seiner Tochter, wiederum gefährdet, stieg im Preise des Vater-

gefühls, und er hätte Marie gleich jetzt, wie damals, auf seinen Armen in das Schloß zu Rohrthal tragen mögen.

„Ich weiß es noch, als wäre es gestern geschehen," erwiederte er mit regem Antheil, „das war, bei Gott! kein kleiner Schrecken! Er verleidete meiner seligen Frau jenen Aufenthalt, und ihn jemals wieder zu besuchen, hätte ich sie nimmermehr vermocht; denn so sanft sie war, bestand sie doch auf ihrem Kopfe.

Ein leises Lächeln schwebte auf den Lippen ihrer Nachfolgerin, die auch ein wenig von diesem Fehler in sich verspürte. —

Die Gräfin sprach sofort: „Die Forstmeisterin von Eulen, der Du freie Wohnung im Schlosse, einen ansehnlichen Zuschuß ihrer Wittwencasse und nebenher so manchen Beweis großmüthiger Erkenntlichkeit für die geleisteten Dienste ihres verstorbenen Mannes giebst — ist eine würdige Matrone, die auf Ordnung und Sitte hält und zu der Ehrendame eines jungen Mädchens von Stande mir wohl geeignet scheint. Sie würde sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, der Tochter ihres Wohlthäters die aufmerksamste Sorgfalt zu widmen, und Marie wäre, wie ich dächte, gut aufgehoben; so könnten wir erproben, ob eine andere Luft und veränderte Umgebung Kranken ihrer Art wirklich so zuträglich sei, wie der alte wackere Doctor versicherte, und es käme ja nur auf einen Versuch an."

„Man wird sagen, Marie vertrage sich nicht mit der Stiefmutter, daß sie hätte entfernt werden müssen" — entgegnete der Graf.

Adelheid lächelte. „Das wird sich ja zeigen" — lautete ihre Antwort; ihres Verhältnisses zu der Tochter des Gemahls sich bewußt, erwog sie heimlich, es wäre nicht das

Schlimmste, was man von dieser kleinen Trennung denken könnte. —

Der Gräfin Vorschlag ging durch. Schon am folgenden Tage fuhr sie allein hinüber nach Rohrthal, wo sie eine lange geheime Unterredung mit der alten Forstmeisterin pflog. Diese gute Dame lebte dort als ein Sinnbild ihres Namens, im verborgenen Dunkel, in den Ruinen eines sinkenden Lebens und längst verfallener Freuden.

Nur selten warf sie einen beschaulichen Blick in das Sonnenlicht einer Welt, welche keinen Reiz mehr für sie hatte; die ihrige, ein trüber, kalter Stern! war von diesen grauen Mauern umschlossen. Aber Ruhe und Seelenstille, die Pfleglinge der Einsamkeit, wohnten ihr bei, und das öde Dasein der Matrone, der die Zeit alles, nur nicht ihren besten Schatz, ein frommes, weises Herz! entrissen hatte, entbehrte nicht einer Genüge, um welche mancher Glückliche mit einer Brust voll tobender Stürme sie beneidet haben würde. Das Buch der Erfahrung war sehr lehrreich für Frau von Eulen gewesen und sein ernster Inhalt der unerschöpfliche Stoff ihrer Betrachtungen. Sie wähnte es zu Ende, als seine letzten leeren Blätter sich mit Mariens trauriger Geschichte füllten.

Nach ein paar Tagen schon begleitete Graf Dodona und seine Gattin die Comteß nach Rohrthal, ohne sich länger als ein paar Stunden dort aufzuhalten. Als Marie das Fortrollen des Wagens ihrer Eltern hörte, war es ihr, als hätte das Rad ihres Schicksals sich nun auch gewendet. Sie athmete auf, dem Auge ihres Vaters fern zu sein, das sie von jeher instinctartig gefürchtet hatte, und wofür sie jetzt sich eines zureichenden Grundes bewußt war. In Rosten hätte sie nimmermehr genesen können; dort fiel der Anblick des

Mausoleums ihr täglich mit zermalmender Schwere auf das Herz, dort flüsterten die Bäume Verrath, murrte der grimme Bach wie die Stimme des Gewissens, oder brausete wie der herannahende Donner seiner Strafen! —

Hier war es still, heimlich und traut! Diese Wände nahmen Marie schützend auf, sie fühlte sich vom Schatten ihrer Mutter umschwebt, von den Geistern unschuldsvoller Tage. Ihr Gram ward milde, die starre Verzweiflung lösete sich in Wehmuth. Mit einem Thränenstrome warf sie sich an die eingesunkene Brust der Forstmeisterin, welche von allem unterrichtet war. Die Matrone wischte mitleidig die stürzenden Tropfen von Mariens Wange und sprach: „Beruhigen Sie sich, armes Kind! es kann noch alles gut werden, und zu geschehenen Dingen ist nur das Beste zu reden. Gott wird Ihre Jugend ansehen, und daß Ihnen zu einer Zeit, wo das arglose Herz sich so geschwind verirrt, die Leitung einer Mutter fehlte. — Was verstehen Väter von der Aufsicht, deren eine Tochter bedarf, um den Schlingen der Männer zu entgehen? — Sie können nur, so lange sie jung sind, selbst Fallstricke legen, und alt geworden, werden sie wohl eher das eigene Blut, als jene böse Kunst ihres Geschlechts verdammen. — Werfen Sie nur die Hoffnung nicht ganz weg! Sie können noch eine recht glückliche Frau werden.“ Marie schüttelte heftig den Kopf, und ihre Thränen träufelten stärker.

„Nicht?“ fragte die Forstmeisterin und legte den Accent eines sanften Vorwurfs und ihrer Erfahrenheit auf dieses Wörtleins Frage. „Und warum denn nicht? Bei Gott ist kein Ding unmöglich, aber wer zweifelt, ist schon gerichtet. Manche sogenannte unbescholtene Frau, die auf ihren guten Ruf groß thut und sich blähete unter dem Kranze —

ist die Furie ihres Mannes geworden, welche ihm trotz aller Unschuld und Treue das Leben zur Hölle macht — hingegen trifft man nicht selten ein gefallenes Wesen als den Engel seines Hauses an. Ein stiller Gang voll Züchten und Ehren auf rechter Bahn sühnt den Fehltritt jugendlicher Leidenschaft, ja sogar bei den Menschen, die doch so lange nachrechnen, obgleich ein Jeder an dem eigenen Sündenregister genug zu berichtigen hätte — sollte denn vor Gott, der die Liebe ist, das Bewußtsein nicht gelten: Und ob ich auch aus Schwachheit fehle, herrscht doch in mir die Sünde nicht? — Sie aber waren stets ein frommes, gutes Kind!"

Wie linder Balsam eine brennende Wunde, kühlte diese Rede der Matrone Mariens heißen Schmerz. „Ach!" seufzte sie, „mein Leben ist doch vergiftet! und nimmer kann ich froh mehr sein auf Erden!"

„Freilich" — antwortete Frau von Eulen mit leisem, tiefbedauerndem Tone, „die schönste Blume, die nur einmal blüht und nicht wieder — ist Ihnen dahin! Die jungfräuliche Selbstachtung, welche lilienrein der Stolz und Schmuck eines Mädchens in jeglichem Stande ist. Aber die Demuth grünt nicht ohne Blüthen, und die Schamröthe, von der Reue bethaut, ist auch eine Rose, obschon sie Dornen hat, die manchmal gar tief verwunden. — Fassen Sie Muth, liebe Comteß! Ich sehe wohl ein, daß sie jetzt in der Angst vor dem Ausgange der Sache zu keiner Ruhe kommen können; allein — geht mir alles glücklich, so wird die Zeit das Ihre thun, dies arme zerrissene Herz zu heilen." —

„Welch' eine vortreffliche Frau ist die Gräfin Dodona! Ich dächte, Ihre selige Mutter müsse vom Himmel segnend auf diese Nachfolgerin herabblicken, die zu dem edelsten Opfer

entschlossen ist, wenn der Höchste anders Amen dazu sagt. Wir wollen es ihm anheimstellen.“ Marie beugte in Gedanken ihr Kniee vor beiden Müttern.

Das Alter ehrwürdiger Personen athmet oftmals einen Frieden aus, der besänftigend und wohlthuend auf das Gefühl der Jugend wirkt, wenn dieses schmerzbewegt die Kraft des Lebens nur in seinen Leiden empfindet. Es gleicht dem dämmernden Abend, dem nahenden Schweigen der Nacht. Das Geräusch ist verstummt, die Arbeit gethan; die Umrisse verschweben, jede Täuschung erblaßt. Die sanfte Feierstunde schlägt, und während ein müdes, vielleicht verweintes Auge sich zu schlummern sehnt, fangen die Sterne der Ewigkeit an zu glimmen!

Die Stille des Schlosses, worin es nicht viel lauter zuging, als würde es von dem friedsamen Geiste seiner Ahnfrau bewohnt, der schleichende Schritt der alten Dame, das leise Summen des kleinen Haushalts, den eine im Dienste der Forstmeisterin ergrauete Person besorgte, die gleich einer emsigen Biene im Kreise ihrer Geschäftigkeit nur für die enge Zelle lebte und webte — der ganze gleichförmige Verlauf der Tagesweise beschwichtigte die Seelenqual Mariens so weit, daß es ihr möglich ward, den Tröstungen der Matrone Gehör zu geben; aber die wachsende Furcht, ihr Vater werde kommen, um die seiner Ehre zugefügte Unbill zu rächen, sie werde Schuld an seinem Tode sein und ihn erleben — erhielt sie fieberhaft aufgeregt und angsthaft, was die nächste Minute bringen würde.

Marie sah vom Erkerfenster in den tiefen, grünen Grund, der einst ihr Grab werden konnte, und blickte in ein üppiges Feld Vergißmeinnicht, die der Genius jener Stunde zu ihrem Andenken auf diese feuchte Stelle gepflanzt zu haben

schien, und eine Thräne, schwer von Gram, glitt hinab. Sie dachte, ähnlich der Klage eines müden Dulders, welche, obgleich seit Jahrtausenden verstummt, doch als heilige Poesie durch alle Zeiten tönen wird — o! daß ich jene Gefahr überkam! so läge ich nun fein sanft und hätte Ruhe! Warum ist dem betrübten Herzen das Leben gegeben? — Aber die Blümchen schaueten mit treuen, blauen Augen zu ihr empor, als wollten sie sagen: Der uns schuf, wird Deiner auch nicht vergessen!

Die Gräfin dankte Gott, als sie Marie vorerst in Rohrthal wußte. Zwar war noch wenig damit gethan und nur für den Augenblick geholfen; aber Eins nach dem Andern meinte sie. Die Gräfin hatte einmal beschlossen, alle Kräfte ihres Wesens an den Zweck zu setzen, daß Marie der Verantwortung vor ihrem Vater entzogen würde und dieser ungekränkt bliebe, und was eine Frau von Geist und Charakter zu wollen beliebt und so recht beschließt, pflegt in der Regel zu geschehen. Es liegt eine gewisse magische Gewalt in dem weiblichen Willen; sein gebietender Stab beherrscht das Reich des Zufalls, verwandelt die Gestalt der Dinge, hebt Hindernisse hinweg, zaubert Hülfen herbei, und Adelheid war eine gute Fee. Die zeitherige Beschwerde der Gräfin, eine seelentödtende Langeweile, war dem pressenden Kummer um Mariens Zustand gewichen, und Adelheids Gemüth, in seiner eigenthümlichen Elasticität, ward von Wünschen geschwellt, wie sie selten die Brust einer jungen Mutter heben mögen. Und, o menschliches Herz! die edelmüthige Intrigue, worin die Gräfin sich durch den Drang der Noth verwickelt sah, verknüpfte eine gespannte Erwartung mit dem Reize der Gefährlichkeit, schien von Schicksalsfäden gewoben, und rächte zugleich auf eine Weise, welche die

Gräfin schuldlos ließ und ihrer Güte vielmehr zum Ruhme gereichte, die strenge Wacht des alternden Gemahls, den sie mit dem Netze der Täuschung umspann.

Obgleich die Gräfin ihren ganzen Scharfsinn anstrengte, zu ermitteln, wie der Zusammenhang zwischen Vater und Tochter so weit unterbrochen werden könnte, als ihrer Absicht förderlich wäre — so wollte sich dennoch kein Ausgang finden lassen. Mit jeder sinkenden Sonne ward der Gräfin das Herz schwerer; denn der nächste Tag konnte es mit dem Schlage der gefürchteten Entdeckung treffen.

Nach einer in Unruhe und Sorge verwachten Nacht stand die Gräfin einstmals spät auf, und der Morgen war trübe wie ihre Seele. Ein Wagen rollte vor das Schloß; der Graf trat eiligst in das Zimmer seiner Frau, sie zu bitten, daß ein gutes Frühstück besorgt würde — er sagte ihr, ein paar vornehme Herren hätten sich melden lassen, und ihr Schritt tönte schon auf der breiten Treppe. Adelheid genügte ihrer Pflicht als Wirthin, es dauerte jedoch lange, ehe der Graf mit diesen Gästen zum Vorschein kam. Aber — als sie nun der Frau vom Hause ihre Ehrfurcht bezeugten, welch ein Freudenschrecken durchzuckte die Gräfin, da sie mit den Namen des fremden Besuchs auch den Anlaß dazu vernahm. — Es war nämlich schon seit Jahren die Rede gewesen, daß eine Staatsangelegenheit, die in das Interesse der Landstände zunächst eingriff und von diesen vertreten werden mußte, geregelt werden solle. Jetzt war es endlich dazu gekommen. Nur ein Edelmann von Erfahrung, Einfluß und Ansehen, den die Gesammtschaft des Adels wählte, konnte ihr Sachführer vor dem Königshofe sein, und diese Herren kamen nun, den Grafen Dodona im Namen der stimmfähigen Noblesse um die Annahme dieses

Ehrenpostens zu bitten. Die Ehre war groß; aber der Posten, zu dem sie verpflichtete, wahrlich! keine kleine Aufgabe und mit Schwierigkeiten verbunden, die sich fürs erste nicht berechnen ließen. Die Landstände hatten jedoch ihre Fürsprecher zu wählen gewußt. Mit wechselnder Beredtsamkeit setzten sie dem Zaudern des Grafen das Verdienst dieser gemeinnützigen Aufopferung und das ausschlagende Gewicht des Umstandes aus einander, daß ein Mann, nicht minder ehrenvoll bekannt durch seinen Rang und fürstlichen Reichthum, als durch ritterliche Kraft und edle Gesinnungen, die Rechte des Adels in Erwägung bringe. Sie deuteten auf den Lohn hin, den der Graf für dieses rühmliche Unternehmen davon tragen würde, und der Geschmeichelte, von dem blauen Dunste des ihm gestreueten Weihrauchs betäubt, sagte zu. — Das Wort, was Marie rettete und die Gräfin von dem zweiten Grade einer folternden Frage befreiete, war nun gegeben. Schon nach anderthalb Wochen ging dann der Graf mit dem Ausschusse einer dazu ernannten, ihm untergeordneten Commission und einem kleinen Gefolge nach der Residenz ab, um allerhöchsten Ortes seine Vorträge zu machen.

Als Graf Dodona im Beisein der Gäste mit bestürzter Miene und vorbereitender Einleitung seiner Frau diesen Entschluß mittheilte, konnte Adelheid kaum einen Laut des Entzückens unterdrücken; ihre Hand, womit sie ihm etwas zureichte, zitterte so merklich, daß der Graf sie ergriff, gerührt drückte und sprach: „Arme Adelheid! es thut mir leid um Dich; denn ich sehe wohl, wie sehr erschrocken Du bist, ob auch Dein Auge freundlich blickt, mir Deine Alteration zu verbergen. Sei indeß nur nicht ängstlich, mein gutes Kind! Ich denke, mich möglichst zu beeilen, und hoffe, zu

der bevorstehenden Katastrophe wieder in Rosten einzutreffen."

Die Gräfin erröthete. Sie hätte dies nur fürchten können. „Ich bitte Dich, mein Bester!" flüsterte sie dem Gemahl zu, „Dir, was mich anbelangt, keine Sorge zu machen. Es ist mir sogar lieb, Deinetwegen, daß dieser unabweisliche Ruf an Dich gekommen; so bleibt Dir die Angst erspart, und mit Gottes Hülfe erwartet Dich Freude bei der Heimkehr."

Der Graf umarmte seine Gattin mit einem Stolze, der die fremden Zeugen nicht scheuete. Er sagte bewundernd: „Du bist ein capitales Weib, die Krone der Frauen, auf meine Ehre!" und indem er den Werth ihres Besitzes tief empfand, erhöhete diese Schätzung auch sein Vertrauen. Noch an demselben Tage schickte es sich, daß die Gräfin hinüber nach Rohrthal fahren und Marie diese erlösende Nachricht bringen konnte. Marie hob einen dankenden Blick zum Himmel, und Frau von Eulen, welche immer Gott vor Augen und im Herzen hatte, sprach, als sie die Gräfin von ihrem Sinnen und Trachten nach einer Möglichkeit reden hörte, die sich nun so ganz von selbst und zwar a tempo gefunden: „Hier bewährt es sich wieder, was unser Denken nicht kann fassen, das hat Er längst zuvor bedacht! — Sie sagen sehr richtig, Frau Gräfin, es war die höchste Zeit, daß es sich so fügte; aber der Ewige versäumt die rechte niemals. Wie oft habe ich dies erfahren!"

Zerstreut durch tausenderlei Geschäfte, voll von Gedanken an die nächste Zukunft und an den glänzenden Wirkungskreis, der ihn erwarte, sah der Graf seine Tochter Marie in Rohrthal nur noch ein einziges Mal vor seiner Abreise,

und auch dies letzte gefürchtete Zusammensein ging glücklich vorüber.

Der Tag des Abschieds kam; kaum konnte der Graf sich von seiner Adelheid losreißen. Eine weite Oede, wie ausgestorben war das Schloß; der Graf hatte mehrere Lakaien mit sich genommen und das Stillleben der Dame verursachte wenig Geräusch. Ueberdies fuhr die Gräfin oft nach Rohrthal und das schöne Rosten blieb verwaist.

Da der Zeitpunct nun näher rückte, in dem die Gräfin ihrer Niederkunft entgegensah, ließ sie mit aller Pracht der Decoration ein Wochenbette errichten, das thronartig von goldnem Zierrath starrte und welches eine Königin kaum hätte verschmähen dürfen. Die künstliche Wiege, mit Elfenbein ausgelegt und grünem Flor bespannt, worin der kleine Infant des Hauses Dodona ruhen sollte, stand auch fix und fertig, und jeglicher Bedarf des erwarteten Ankömmlings bis auf den Wedel von Pfauenfedern, ihm eine dreiste Fliege zu jagen, war bereit.

Adelheid lächelte beifällig, als die Einrichtung dieses Prunkgemachs vollendet war; aber einer jungen Frau, die vordem ein blutarmes Fräulein, nun eine reiche Gräfin, zum ersten Male Mutter wird, ist wohl ein wenig Eitelkeit zu verzeihen, und vielleicht war dennoch mehr List als eitle Lust in diesem Lächeln. —

Auch in Rohrthal wurden jetzt allerhand heimliche Anstalten getroffen, aber versteckt und in schwebender Gefahr, wie das Nest, das die schüchterne Schwalbe baut. Babet, die alte Dienerin der Frau von Eulen, hatte viel in einem Stübchen, dem verborgensten Winkel des Hauses, zu schaffen, und die Forstmeisterin suchte feines Linnen hervor, das sie

einst selbst gesponnen, und nähete emsig mit weiten Stichen durch die Brille.

Eines Morgens brachte ein Eilbote den mündlichen Bericht nach Rosten, die Comteß sei in der verwichenen Nacht krank geworden, wolle jedoch keine ärztliche Hülfe und weiter nichts, als die Frau Gräfin bei sich sehen, wonach sie dringendes Verlangen trage. Das Gesicht der Gräfin erbleichte bei dieser Botschaft zu Schnee, ein ängstlicher Seufzer wand sich aus ihrer Brust, mit bebender Stimme bestellte sie sogleich den Wagen.

Die Gräfin verweilte volle acht Tage in Rohrthal, und am Schlusse dieser Woche ging eine Estafette nach der Hauptstadt ab, welche dem Grafen die frohe Kunde überbringen sollte, daß seine Gemahlin von ein Paar muntern Knaben entbunden worden sei und sich den Umständen nach leidlich wohl befinde. —

Diese glückliche Nachricht traf den Grafen schon unterweges und regte Gefühle der Freude in ihm an, welche ihn seine Nachhausekunft kaum mehr erwarten ließen. In treibender Ungeduld beschleunigte er die Reise auf Kosten seiner Kräfte. Nur daß Adelheid in Rohrthal Wochen läge, war ihm nicht ganz recht, wenn er es auch lobenswerth fand, daß sie sich dort persönlich seiner leidenden Tochter angenommen. Er gab das hinschwindende Leben Mariens auf, weil er sie nicht genug liebte, um zu glauben, sie könne trotz dem ewigen Kränkeln dennoch genesen; nur eine starke Liebe hält auch an der schwächsten Hoffnung fest. In Rosten gönnte der Graf sich eine kurze Rast, die er zu seiner Erholung bedurfte. Man zeigte ihm die Galla des Wochenzimmers, beklagend, daß dieser Aufwand von Prunk und Mühe nun umsonst gewesen, während die Gräfin drüben

in Rohrthal nicht viel besser, als Maria im Stalle von Bethlehem logirt sei, und sich behelfen müsse, so gut es eben gehen wolle.

Den Grafen befriedigte jedoch dieser sichtliche Beweis, daß seine Frau ihre Verhältnisse zu achten verstehe und nicht minder wohl zu wissen scheine, was einer Stiefmutter zieme, als was ihr, der Gräfin Dodona, gebühre. Es dauerte ihn, daß Adelheid dieser kostbaren Anstalten verlustig gegangen sei, und nicht der leiseste Gedanke kam ihm bei, sie könne aus freier Wahl das wüste Eiland jenes unwirthbaren Schlosses all' dieser bequemen Herrlichkeit vorgezogen haben, um, wie Latona, die Göttin der Nacht, und alles dessen, was im Verborgenen geschieht — Zwillinge zu gebären. Und das eben hatte die Gräfin gewollt.

Es war Abend, als der Graf bei dem kleinen See von Rohrthal vorüberfuhr. Der Vollmond badete sein mildes Licht in dem dunkeln Wasserspiegel, flüsternd strich der Wind um den breiten Schilfrand, wovon das Dorf den Namen trug, und Schauer der Wonne rieselten durch das kalte Herz des Grafen. Das graue Schloß lag wie angesilbert, der vorspringende Erker glomm im hellsten Mondstrahl, und als der schwere Reisewagen in den öden Hofraum rollte, wankten Schatten an den hellen Fenstern hin und her.

Mit versagendem Athem erstieg der Graf die Treppe und ward oben von der Forstmeisterin bewillkommt, welche die Ehren des Hauses machte, und ihn förmlich, aber biederherzig gratulirte. Der Graf liebte die Grandezza des Anstandes, doch in diesen Augenblicken war sie ihm lästig; denn er strebte, die Gattin und seine Kinder zu sehen. Frau von Eulen öffnete die verhangene Thür und er trat ein.

Von fliegender Hitze geröthet, lag die Gräfin hinter dem schützenden Schirm; bleich, wie der Todesengel, mit entgeisterten Zügen, lehnte Marie an dem Lager ihrer Stiefmutter, welche verstohlen ihre Hand hielt und ermuthigend drückte. Die alte Babet hütete einen hochstehenden Korb, der in Ermangelung vorhandener Wiegen ihre Stelle vertrat, die nöthige Breite des obern Flächenraums gewährte und weich mit kleinen Betten gepolstert war, aus deren schwellender Tiefe zwei Kindergesichtchen, schlafenden Auges, hervorsahen.

„Sei mir tausend Mal gegrüßt, mein bester Mann!“ sagte die Gräfin, und reichte dem Gemahl die feuchte Rechte. „Sieh nur, lieber Dodona, welch ein Doppelsegen Dich empfängt!“ —

Der Graf konnte vor innerer Bewegung kaum sprechen; Adelheid fühlte nur das Beben seiner Lippen, an die er ihre Hand zu wiederholten Malen preßte. Endlich ließ der Drang der Freude ihn zu Worte kommen, hochfroh umarmte er seine Frau mit der Inbrunst eines beglückten Gatten und Vaters, und schloß Marie zärtlicher, als jemals, doch über ihren Anblick betroffen, an seine Brust.

„Marie!“ redete er sie halb fragend, halb bedauernd an, „Du mußt sehr krank gewesen sein oder Du bist es vielmehr noch, Dein Aussehen klagt und sagt mir alles.“ — Er ließ einen mitleidigen Blick über die ganze matte Gestalt gleiten, die schlaff und hangend vor Schwäche, ohne Kraft sich aufrecht zu erhalten, einer geknickten Lilie glich.

Mariens Pulse stockten. „Mein Vater“ — sprach sie mit sterbender Stimme, „ich habe viel gelitten“ — und ein paar Thränen, welche bei dieser einfachen Versicherung tausendfältiger Schmerzen aus ihren trüben Augen flossen, sagten ihm, daß sie auch jetzt noch leide. —

„Das sieht man Dir an,“ antwortete der Graf nicht ohne Wehmuth; „Du könntest füglich eher für eine Wöchnerin gelten, als diese glühende und blühende Rose hier!“ Liebkosend deutete er auf den Incarnat von Adelheids Wangen, und wendete sich nun dem gesegneten Korbe zu; Babet wich ehrbietig zurück.

Während der Graf sich auf die kleinen Schlummerer niederbeugte, ward es so still im Zimmer, daß man das Säuseln der Athemzüge, und zwischendurch einen langen, leisen Seufzer hörte. Jetzt schob der Graf die Decke zurück, und nahm das eine und dann das andere der Kinder auf seine Arme. Er hatte im wunderbaren Spiele der Natur erst den Enkel und dann den Sohn an sein Herz genommen, und so lange der Graf lebte, behauptete Mariens Kind den ersten Platz auch in seiner Liebe.

Als Marie dies sah, schwankte sie hinweg, von Gefühlen überwältiget, die nicht zu schildern wären, und verließ unbemerkt durch eine schmale Tapetenthür das Zimmer. Sie trat nach einem kurzen Gange in den Erker. Der Mond verklärte sanftleuchtend die spätherbstliche Gegend, füllte Busch und Thal mit Nebelglanz, und goß seinen Frieden über die traurige Leere der Felder. Ein Bild von Mariens Seele, über deren erstorbene Freuden ja auch himmlisches Licht, ein Abglanz der ewigen Sonne, aufgegangen war. — In dieser magischen Helle sah sie ihren Schutzgeist, wie er auf schimmernden Fittigen ihr Kind über das bodenlose Unglück seiner Geburt getragen, es auf die Arme des Vaters gelegt, auf den mütterlichen Schoß der guten Gräfin gebettet, und sie selbst aus der Tiefe des Elends emporgehoben, die Größe Gottes zu schauen. Sich ihres Kleinmuths schämend, bezeugte sie in Gedanken: Ach, ich habe Ihn gesehen! Nacht

war wohl zu seinen Füßen, da er mich Geängstete aller meiner Noth entrissen! —

Sobald die Gräfin sich im Stande fühlte, ohne Gefahr für ihre Gesundheit und die der zarten Kinder, die kleine Winterreise anzutreten, verließ die Familie insgesammt das Rohrthaler Schloß. Nur die Taufe ward noch darin vollzogen, und der Forstmeisterin, in Rücksicht auf den Beistand, welchen sie den Seinen geleistet, von dem Grafen die Ehre einer Pathenstelle dabei zuerkannt. Lazarus und Peter sollten die beiden Knaben heißen. Der erstere Name war, wie wir bereits wissen, in dem Grafenhause der Dodona erblich, und der jedesmalige Stammhalter führte ihn; so ertheilte ihn auch dies Mal das Vorrecht der Erstgeburt, und die unbewußte großväterliche Gunst bestätigte diesen Vorzug, der jenen Namen dem schwächeren Kinde gab, das jedoch älter angegeben ward, als sein stärkeres Brüderlein.

Das träge Gedächtniß des Geistlichen versäumte indeß, der kurzen Anweisung des Grafen pünctlich nachzukommen. Er verwechselte die Namen, und ward dieses Irrthums erst inne, da es zu spät war, ihn zu berichtigen. Der Graf gerieth in Zorn und verlangte, der Geistliche sollte die Kinder umtaufen; aber der alte Mann verblüfft, weniger über den begangenen Fehler, den er für unerheblich hielt, als durch die unziemliche Forderung, starrte den Grafen an und sprach: „Die heilige Weihe ist einmal vorüber, und die Namen der Kinder sind in das Buch des Himmels eingeschrieben, es kann nichts mehr geändert werden.“

Die Vorsehung waltet auch über die Irrthümer der Menschen, und macht das Recht der Wahrheit an ihnen offenbar! Nicht das eingefälschte Kind der Liebe, sondern der Sohn des Grafen, hatte den Namen Lazarus empfangen.

Marie war mit den Ihrigen nach Rosten zurückgekehrt. Ungeachtet der strengen und anhaltenden Kälte ergoß sich allmählich Lebenswärme durch ihre Adern, fing unter Schnee und Eis die verkommene Rose ihrer Jugend an zu blühen, schmolz ihres Kindes lächelnder Blick gleich einem milden Frühlingsstrahle den Frost ihres erstarrten Herzens in eine Freudenzähre. Aber ein stetes Fürchten und Zittern blieb Mariens fortdauernde Qual. Sie betete ihre Stiefmutter dankbar an; allein sie bebte doch vor der flüchtigsten Laune, die einen Schatten über Adelheids Züge warf.

Wehe! wem ein fremder Busen das Geheimniß seiner Schuld bewahrt; er kann, er darf nie ruhig werden! —

Das Jahr, nach dessen Umlaufe Solfiere wieder kommen wollte, war längst vorüber, und die Monden rollten fort und fort; doch kein Signor hatte sich blicken lassen.

„Danke Gott!“ sagte die Gräfin, als Marie davon sprach, „daß er uns eine neue Angst erspart. Was hätte dieser Unheilbringende wohl hier gewollt? Er weiß zu gut, welchen Lohn er verdient, um danach zu lüsten. — Denn daß Du im Ernste dächtest, Dein Vater könnte sich entschließen, einen Mann jener Art Eidam zu nennen, das wirst Du mich nimmer glauben machen.“

Marie seufzte. „Ach! nur einmal,“ sprach sie sehnlichst, „möchte ich Solfiere den kleinen Pedro zeigen, daß er das Blinken von dem Auge seines Kindes sähe! Und mein Herz will mich überreden, daß dieser Wunsch keine Sünde, sondern ein natürlicher Trieb der mütterlichen Seele ist.

„Es ist aber um so besser, wenn es nicht geschieht,“ antwortete die Gräfin, ihre eigene Empfindung bezwingend. „Ein Eden, worin alle Gefühle des Herzens mit der Natur

im Einklange stehen, und wo wir selig dürfen, was wir liebend wollen, ist das Leben nun einmal nicht."

Adelheid hatte das gesagt, ohne an irgend eine vorwurfsvolle Beziehung zu denken; der Widerspruch, den ihr Gemüth nur zu oftmals gegen die Pflichten ihrer Lage erhob, rief jene Worte hervor, die Trost suchten, aber ihn zu geben, nicht geeignet waren.

Doch Marie wandte sich traurig ab, um nach dem verlornen Paradiese zu blicken; die Unschuld nur wandelt ohne Hülle unter Rosen, und verbirgt sich nie, wenn Gott durch die Stimme der Natur zu ihr redet.

Wenn der Graf, behaglich wie ein Großvater in das Treiben der Kinderstube einschritt und seine Tochter stets drinnen vorfand, mütterlich mit den kleinen Geschwistern beschäftiget, und wiederum jede Mühe, jede Freude ihrer Stiefmutter gleich einer Schwester theilend, so konnte er sein Vergnügen über dies trauliche Einverständniß nicht unterdrücken. Er äußerte jedoch sein Lob am liebsten als Scherz, weil er durch ernsten Beifall seinem Ansehen etwas zu vergeben fürchtete.

„Ihr Weiber seid doch wahrlich große Kinder!" sagte der Graf eines Tages; „seit die Puppen da sind, und Marie etwas zu spielen und zu wiegen hat, thut ihr kein Finger weiter weh, da vordem das Gepiepe kein Ende nehmen wollte. Doch vertragt ihr euch hübsch, und das ist mir lieb!"

Bei diesen Worten umhalste der Graf seine Frau, und Marie, den kleinen Pedro auf ihrem Arme, ergriff seitwärts Adelheids Hand, und küßte sie mit der Inbrunst einer hochverpflichteten Schuldnerin.

Dieser Beweis der hingebendsten Demuth rührte den

Grafen und dünkte ihm fast zu viel. „Du bist ein gutes Mädchen, Marie!“ sagte er, „und hast Dich sehr zu Deinem Vortheile geändert. Ich bin mit Dir zufrieden.“

Aber tiefer als dieses Lob hätte Marien auch der härteste Vorwurf nicht beugen können. Sie erglühete und machte eine Bewegung, als wollte sie zu den Füßen ihres Vaters sinken; allein die Gräfin umfaßte sie hindernd, und ihr Gemahl drückte einen väterlichen Kuß auf die gesenkte Stirn seiner Tochter, wohinter verschlossene Gedanken und trübe Heimlichkeiten wohnten.

In dem Umkreise der Gegend, welche mehrere Güter, der Herrschaft von Rosten angehörend, umfaßte, und nur ein Stündchen davon entfernt, war auch ein schönes Dorf gelegen, das Graf Dodona seinen Besitzungen gern einverleibt haben würde, wenn es dem Eigenthümer feil gewesen. Jetzt starb der alte Baron, der seinen stillen Edelhof nur gegen den Friedhof hatte tauschen wollen, und ein militärischer Neffe war sein Erbe. Die Idee des Ankaufs erwachte aufs neue in dem Grafen; aber der Major von Frankenthor kam selbst, sein Erbgut zu übernehmen, und hatte auf eine leicht hingeworfene Frage geäußert, er würde es um keinen Preis verkaufen. Der Graf ließ nun diesen Gedanken für immer fallen, doch nichts desto weniger nahm er den Major freundlich auf, als dieser seinen ersten Besuch in Rosten machte, und gestand sich, er glaube, mindestens zum Ersatze für ein vereiteltes Project, eine Nachbarschaft, die ihm zusagen werde, gewonnen zu haben.

Der Major von Frankenthor war ein Mann von stattlicher Figur, doch ziemlich weit über die Jugend hinaus, ob er auch den Charakter seines Grades erst mit dem genommenen Abschiede empfangen hatte. Er schien Triumphe der

Tapferkeit hinter sich zu lassen und den Siegeswagen der Eroberer zu kennen, wenn auch nicht aus dem Sclavendienste der Liebe — um, gleich dem römischen Cincinnatus, mit Resignation die Hand an den Pflug zu legen, und ohne, wie von dem Christen verlangt wird, der geschickt sein soll zum Reiche Gottes — sich umzusehen mit getheiltem Willen. Doch schwerlich hätte irgend eine Lockung ihn, wie den Dictator, vermocht, in das Geräusch der Welt zurückzukehren. Er war es müde, in den Wind zu säen, wollte hier in genügsamer Stille seinen Kohl pflanzen und das Hüttchen der Zufriedenheit bauen. Der Lorber grünte in ein paar tiefen Narben um seine Schläfe, und ein Orden schmückte seine Brust, den Sitz der Bravheit und der Ehre. Doch sprach er nicht von seinen Thaten. Seine Waffen ruheten auch in der Erinnerung, und der Landbau mit seinen milden einfachen Freuden beschäftigte ihm die ganze Seele.

Der bestimmte Ausdruck seiner Rede, die gediegene Haltung, gefällig durch feine Sitten, der entschlossene Blick, das Gepräge der männlichsten Entschiedenheit, ließen den Major eines achtungsvollen Eindrucks nie verfehlen. Graf Dodona, wie selten auch geneigt, dem Anspruche fremder Verdienste zu genügen, empfand bei der ersten Bekanntschaft, wie der Major von Frankenthor zu behandeln wäre. Er war sehr freundlich mit ihm, und führte seinen Gast in den Garten, ihn seiner Frau und Tochter vorzustellen.

Betroffen blieb der Major auf der Schwelle des Pavillons stehen, worin die Damen sich befanden, und schauete mit überraschter Neubegier das Tableau an, welches sich drinnen seinen Augen darbot, und das ihm wie ein unbegreifliches Gemälde vorkam, dessen Räthsel ein anziehender

Reiz mehr ist. An einem offenen Fenster, von grünen Zweigen vergittert, saß Marie, den kleinen Pedro auf ihrem Schooße, mit dem sie tändelte. Eine Rose in ihrer weißen Hand, berührte sie mit tactmäßigem Schlage, doch sanft, als ob eine Grazie den Amor necke — die zarte Blöße des Kindes, das dann jedesmal engelhaft auflächelte und mit dem vollen Händchen nach der unerreichbaren Blume haschte. Die rundlichen Schultern und Aermchen des Knaben glänzten wie warmer Schnee unter dem Wiederscheine jener Ranken und Blätter, durch die sich hier und da der Sonnenschimmer stahl, Mariens mütterliche Wonne zu beleuchten. Verloren in ihr süßes Spiel und alles um sich her vergessend, bemerkte sie die Ankunft der beiden Männer nicht sogleich.

Ihr nahe stand die Gräfin; die plastische Gestalt ragte in schlanker Höhe vor, das ernste, schöne Gesicht war, wie überhebend, dieser Gruppe zugewendet. Erhitzt von einem Spaziergange glüheten ihre Wangen wie Königsrosen. Sie glich einer Päonia *), welche tiefsinnig nach der Liebesgöttin blickt, zu forschen, ob diese holde Thorheit wohl der Inbegriff aller Weisheit wäre, weil sie Wunden zu heilen vermöchte, in denen Mariens Herz seine Lebenskräfte ausgeblutet hätte. — Der Gräfin kleiner Sohn schlief draußen im Schatten in den Armen der Wärterin. Adelheid war eine weniger zärtliche Mutter, als vernünftig in der Ansicht dessen, was ihrem Kinde fromme, und treu in ihrer Pflicht.

Befangen in dem Liebreize dieses Anblickes, hatte der Major von Frankenthor die Vorstellung des Grafen verhört.

---

*) Päonia, die Heilende, ein Beiname der Minerva.

Er wendete das erstere Wort an Marie und nannte sie Frau Gräfin; dann bückte er sich tief vor der Dame vom Hause, die er für die Tochter desselben hielt; lächelnd berichtigte der Graf den Irrthum seines Gastes.

Die geschmeichelte Adelheid erröthete, Marie stand auf Kohlen der Scham, deren Gluth, von dem Athem jedes Fremden angefacht, der mit irgend einer persönlichen Benennung zu ihr redete, die durchsichtige Haut offenbarte. Eine Stunde lief schnell dahin, die Unterhaltung bewegte sich lebhaft, und der Major schien sich sichtlich in diesem kleinen Familienkreise zu gefallen. Der Graf führte ihn später in den Wirthschaftsgebäuden umher, und Major Frankenthor erbat sich seinen erfahrenen Rath in ökonomischen Angelegenheiten nebst der Erlaubniß, gute Nachbarschaft halten zu dürfen. Die erstere Bitte versetzte den Grafen in sein Element, die zweite kam seinem eigenen Wunsche zuvor; er antwortete ihm daher auf die verbindlichste Weise.

Sie gingen, nachdem die weiten Höfe in Augenschein genommen waren, durch den Garten zurück; der Major wollte sich den Damen noch empfehlen; denn er befürchtete, die Staatsvisite schon zur Ungebühr verlängert zu haben, und das leise Dunkel des herandämmernden Abends könnte einen Schatten auf seine gute Lebensart werfen. Dennoch stockten seine Schritte, da sie dem Pavillon näher kamen.

Er sagte: „Sie, Herr Graf! sind neidenswerth zu nennen in jedem Sinne! Ich darf Ihnen wohl freimüthig gestehen, daß Ihr häusliches Glück mich mit Bewunderung erfüllt. — Ein solches Verhältniß hätte ich im Traume nur für möglich gehalten. Eine wunderschöne Tochter, welche, mit dem Sohne ihrer Stiefmutter auf dem Schooße,

das Urbild einer Madonna wäre! Mich dünkt, der feinste Kenner müßte den holden Blick der Liebe, womit sie das Kind betrachtete, für das Lächeln einer leiblichen Mutter halten. Dieser Anblick, ich gestehe es, hat mich entzückt. — Dann eine reizende, jugendliche Gattin, welche, gleich dem Orangenbaum, Blüthe und Frucht in sich vereiniget. Welche süße Sorgfalt für den Gemahl! Welch reifer Verstand bei aller Anmuth der Jugend! Unwillkürlich werde ich hiebei an ein Gleichniß der Schrift erinnert, und setze hinzu: Die Rede der Frau Gräfin ist lieblich, wie güldene Aepfel in silbernen Schalen!"

Graf Dodona lächelte selbstgefällig zu der Ekstase des Majors, welche in dem Gemüthe eines Mannes von so ruhiger Besonnenheit auf die Stärke des empfangenen Eindrucks schließen ließ.

„Man muß das Glück nur anzufassen wissen," gab ihm der Graf zur Antwort, und zugleich einen Auszug seiner zweiten Heirathsgeschichte, der mehr den Scharfblick rühmte, womit er seine Adelheid, diese Perle der Frauen, unter dem Schmutze jener wüsten Lage zu finden gewußt und in sein Herz gefaßt hätte, als den Werth einmüthiger Liebe unter den Seinen, welche das Kronjuwel seiner häuslichen Regierung war. Ueber Marie schwieg ihr Vater.

„Und," begann der Major aufs neue, „dieser trauliche Verkehr zwischen Gattin und Tochter! er täuscht, als die innigste Gewohnheit der Natur! Man muß die beiden Damen für Schwestern halten. Wie scharf sind sonst Verhältnisse dieser Art geschieden! Ich kenne eines, was den grellsten Gegensatz zu dem musterhaften Ihres werthen Hauses bildet. — Ein guter Freund von mir, wie man so spricht, ohne gerade sein Intimus zu sein — hatte das Unglück,

daß seine Frau durch die Operation eines Halsgewächses ihr Leben einbüßte. Ihm selbst waren zwei große Töchter über den Kopf gewachsen, und er verlor ihn, da er sich entschloß, ein hübsches junges Mädchen zu heirathen. Der getröstete Wittwer galt für reich, und das arme Kind, gelockt durch die Aussicht auf eine gute Versorgung, ging in die Höhle des Drachen. Die beiden Furien schleuderten Schlangen der Zwietracht in die unverwahrte Brust der jungen Frau und verspritzten Gift und Geifer in die Seele des Vaters; und wenn sie der sanften Stiefmutter, welche ihnen nichts zu Leide that, eine böse Stunde bereiten konnten, so freueten sich diese Töchter der Hölle. Endlich fühlte die junge Frau sich guter Hoffnung. Die unholden Fräulein entblödeten sich nicht, ein Klagegeschrei darüber zu erheben, und das ungeborene Kindlein einen Balg zu schelten, der ihnen nun zur Last fallen würde."

„Und der Vater?" unterbrach der Graf, sichtbar empört, den Erzähler; sein Auge flammte, er stieß die hastige Frage mit solch klingender Schärfe hervor, als ermordete er jene Stieftöchter eben in Gedanken.

„Der Vater?" wiederholte der Major, und der Accent leiser Verächtlichkeit, den er auf diesen erhabenen Namen legte, sagte ohne Weiteres, was die Würde jenes Wortes von ihm erheischt, und was er nicht geleistet hätte.

„Dieser Feigling," fuhr Herr von Frankenthor fort, „machte das Uebel nur noch ärger. Die Töchter erklärten ihm dreist, sie würden mit der Stiefmutter nun nicht mehr in Gesellschaft gehen, weil sie sich schämten — und der Vater, o der Schande! verbannte die bescheidene Gattin in den Zwinger des ödesten Alleinseins. Ich habe diese liebenswürdige Frau in Thränen gesehen, wie sie selten bitterer vergossen werden;

ihr Kummer ging mir nahe, und ich habe meinem sogenannten Freunde Wahrheiten gesagt, die er vielleicht noch niemals hörte. Er wollte sich mit mir schlagen — o! Du bist geschlagen genug durch Deine eigene Schwäche! rief ich ihm, schon im Fortgehen begriffen, mit lachendem Muthe zu, der ihn reizen sollte, sich zu ermannen, mache Dich zuvor frei, oder erlöse wenigstens Dein unglückliches Weib von solcher Gemeinschaft. — Darauf verließ ich ihn, mir aber blieb ein Bild im Gedächtniß, das ich gern zu vergessen wünschte. Um so tiefer mußte die Idealität dessen, was ich heute sah und hörte, auf mich wirken, um so schöner mich mit jener widrigen Erfahrung versöhnen." —

Der Major von Frankenthor kam nun öfter nach Rosten, wenn auch nicht allzuoft. Er war dort freundlich angesehen und stets willkommen; man vermißte ihn, wenn er einmal länger als gewöhnlich ausblieb. Graf Dodona hatte es keinen Hehl, daß er den Major vorzüglich schätze, und die Gräfin war ihm sehr gewogen. Marie empfand ein ruhiges Wohlwollen für den Freund des Hauses, dem sie sich jedoch, von zarten Gefühlen bestimmt, in scheuer Ferne hielt.

Bald übte der Major eine stille, oder vielmehr stillende Gewalt auf jedes Gemüth dieser Familie. Die Gräfin bemerkte, daß ihr Gemahl in Gegenwart dieses seines Günstlings weit leichter im Stande sei als sonst, Regungen des Zorns und aufwallender Hitze zu unterdrücken.

Ein Beispiel machte dies einst recht anschaulich. Der liebste Domestik des Grafen hatte einen großen Fehler begangen, und sein Herr gerieth darüber in die heftigste Wuth. Der Major war anwesend, doch unfähig, die Untersuchung für eine schicklichere Zeit aufzuschieben, ließ der Graf den

Thäter vor Gericht fordern, dessen Sitzung das Gesellschaftszimmer war.

Die Damen zitterten — die Gräfin wagte keine Fürbitte; aber verständlich genug sah sie mit rührender Angst zu dem Gemahl hinüber; Mariens Auge flehete den Vater an. Der Blick des Majors ruhete fest auf dem Grafen. Er erzählte geschwind einen ähnlichen Fall, der ihm einst begegnet wäre, und die Art, wie er sich dabei benommen. Es ging etwas in dem Grafen vor — und in dieser Minute erschien bleich und bebend der Domestik. Der Graf war schon entwaffnet und von der Furcht besiegt, dem Major an Größe des Betragens nachzustehen. Er ließ Gnade für Recht ergehen. Seitdem betrachtete die Gräfin den Major als einen Beschwörer böser Geister. Sie hatte ein Gefühl von Sicherheit in seiner Nähe, welches auch die muthigste Frau einem Manne noch verdankt, wenn er ein echter Repräsentant seines Geschlechts ist. Als die Gräfin einstmals mit Marie darüber sprach, sagte diese: „Ich empfinde etwas Aehnliches. Sobald Frankenthor gegenwärtig ist, hält der leise Zwang der Achtung, die er mir einflößt, die Unruhe meines Herzens nieder. Unwillkürlich gebietet er. Das Heer finsterer Einbildungen, welches durch meine Seele zieht, so oft ich allein bin, flieht vor seinem hellen Auge. Ich werde mir klar bewußt, was ich denke und sinne; manches erscheint mir dann ganz anders, der bange Trug zerrinnt. Das Wesen des Majors kommt mir wie ein Spiegel der Wahrheit vor, worin auch die Täuschungen verschwinden, welche nicht die Eigenliebe, sondern das Mißfallen an uns selbst hervorbringt."

„Du lobst ihn warm," antwortete die Gräfin, und lächelte.

„Doch könnte ich ihn nicht lieben —" antwortete Marie, und hätte sie später gelebt, würde sie vielleicht hinzugesetzt haben: „Ich möchte nicht an seinem Busen ruhn, doch läßt sich ihm vertraun."

Ob auch Mariens Urtheil, welches den Major keiner Verstellung fähig hielt, ganz richtig war, so würde es doch schwer gewesen sein, ihn in seinen Gefühlen zu erkennen. Er trug das Heiligthum der Empfindung nicht zur Schau, und war im höheren Sinne Meister seines Herzens. Die Gräfin vermuthete, er wäre nicht glücklich in der Liebe gewesen — und Marie hatte ihre dunkeln Ursachen, gar nicht darüber nachzudenken, ob sie ihm jene süße Schwachheit überhaupt zutrauen dürfe. — So war sein Benehmen gegen beide Gräfinnen Dodona völlig gleich, und nur von der Feinheit modificirt, womit er ihre Charakteristik in den zartesten Linien bezeichnete; nächstdem wußte er auch die verheirathete Dame von der unverheiratheten zu unterscheiden.

Der Graf war dem neuen Freunde wirklich sehr geneigt und räumte ihm unvermerkt eine Macht über sich ein, deren Umfang er wohl selbst am wenigsten ahnete. Auch schien der Major der Absicht durchaus fremd zu sein, ein Uebergewicht erlangen zu wollen, das ihm ein starker Geist, der sich vor keinem Götzen beugt, und die Kraft der Selbstbeherrschung gaben, ohne daß er danach strebte. Ein wahrhaft edler Stolz und eine gewisse militärische Reizbarkeit, Eigenschaften, welche sich in dem Major deutlich aussprachen — hielten den Grafen ab, ihn irgend jemals durch eine hochfahrende Laune zu beleidigen, wie er sonst gegen Andere sich vergaß. Er ging zart mit dieser Freundschaft um, wie man es mit einer Kostbarkeit zu thun pflegt, welche

leicht Schaden nehmen kann. Da das Interesse der Familie, dem der Major sich mit wachsender Innigkeit anschloß, in dem Zwillingspaar vereiniget war, so mußte dies nothwendig seine Theilnahme auf sich ziehen. Er war den Kindern hold, wenn auch mehr ihrer Angehörigen, als ihrer eigenen Lieblichkeit wegen; doch entging es Marien nicht, daß er den Lazarus lieber hätte. Ja, es schien ihr sogar, als ob er zuweilen den kleinen Pedro mit feindseligem Blick ansähe, und eine kindliche Unart des muntern Knaben mit einer Schärfe bemerkte, welche den Dorn im Auge verrieth. Er verwundete Mariens Herz. Sie konnte sich in mütterlicher Empfindlichkeit nicht enthalten, es der Gräfin zu klagen. Diese sagte: „Sieh da, Marie, den Instinct der Eifersucht! Du hast jedoch Unrecht, darüber zu zürnen. Sprich, grollte ich wohl jemals, wenn mein Gemahl sein Kind dem Deinigen so auffallend nachsetzte? Ich sah nur den Großvater in dieser Vorliebe und schwieg, wo die Natur eine ihrer seltsamsten Schwächen bestätiget."

Marie stutzte. Erglühend fragte sie: „Die Eifersucht? Was willst Du damit sagen, Adelheid?"

„Nun, ich meinte nur so," antwortete die Gräfin, und schlug die Augen nieder, „die Männer sind so neidisch, daß sie selbst einem Kinde ihres Geschlechts die Liebe der Frauen nicht gönnen, und Deine verschlingenden Küsse, Dein unstätes, immer nach Pedro hingewendetes Aufmerken reizen den Major zur Schelsucht und verleugnen die Mutter nur mühsam. Ich habe Dich deßhalb längst warnen wollen."

Marie sah nachdenkend zu Boden. Sie fühlte, daß diese Erklärung nicht aufrichtig wäre, doch hütete sie sich, dies zu äußern. Eben so wenig mochte sie den Gedanken laut wer=

den lassen, daß die Selbstverleugnung, deren sich die Gräfin rühmte, von ihrer Kälte gegen den Gemahl herrühre, und daß Adelheid vielleicht nur aus Mangel an Liebe von zärtlicher Mißgunst frei wäre.

Zwei Jahre und darüber waren nun seit jener Katastrophe hingeschwunden, welche die Gräfin und ihre Stieftochter verbündet hatte. Das tiefste Schweigen ruhete auf diesem Geheimnisse, das von einem Schutze umschwebt schien, den Marie als einen göttlichen erkannte, wenn auch Adelheid schon mehr geneigt war, ihn ihrer eigenen Vorsicht zuzuschreiben.

Solfiere's Name ward nicht mehr genannt, nur in Mariens Herzen tönte er noch, und einsame Seufzer waren sein Nachhall.

Die Gräfin war jetzt nicht mehr so voll und blühend, als sonst; ihre Züge hatten sich verdüstert, und ein leiser Unmuth, der Keim einer verborgenen Kränklichkeit, gab öfters den Ton ihrer Stimmung an. Die schnelle Sättigung ihrer Wünsche, hinsichtlich solcher, welche Stand und Reichthum gewähren können, verursachte ihr um so größeres Mißbehagen, als sie früher das Glück ihres Lebens davon erwartet hatte, und sich nunmehr getäuscht sah. Auch war Adelheid ein wenig herrschsüchtig geworden, häufig der Hang derer, die selbst lange unterdrückt gewesen. Ihr Herz war leer; — denn die Mutterliebe füllte es nicht ganz. —

Marie empfand es manchmal schwer, nicht frei handeln zu können, und daß sie von der Großmuth der Gräfin abhängig sei, welche Tugend auch in der edelsten Seele eine menschliche bleibt. — Marie hatte sich indessen körperlich erholt, nur ihrem Gemüthe fehlte der Frieden glückseliger Unschuld.

An einem heißen Sommertage saß die Gräfin mit Marie im Garten. Die Kinder waren fern, Stille webte ringsum, das summende Schwirren der Insecten, die Luft, Kühle säuselnd, wiegte beide Damen nach kurzem Gespräch in schweigendes Sinnen. Die Gräfin sah mit weitschauenden Augen vor sich hin, Marie zerpflückte träumerisch den Epheu der Laube. Ein Geräusch ließ sich hören. Adelheid blieb ruhig, Marie aber fuhr erschrocken empor, ein purpurner Anflug färbte ihre Wange, wie eine Espe bebte sie. „Was hast Du, Marie? Warum erschrickst Du so?“ fragte die Gräfin verwundert; „es war ja nur der Major, der hastig ansprengte, ich kenne den Tritt seines Pferdes; doch ist der Vater da, ihn zu empfangen, uns stört sein Kommen nicht.“

„So bin ich nun!“ sagte Marie mit einem Tone, der zwischen dem Tadel und der Klage dieser Schreckhaftigkeit schwankte, und das hohe Roth ihres Gesichts verlief sich in blässere Schattirungen. „Ewig lauschend,“ fuhr Marie fort, „werde ich durch die geringste Kleinigkeit in Aufruhr gebracht. Ein rauschendes Blatt rieselt mir über die gespannten Nerven, ein knisternder Schritt jagt mich in Furcht. Die Ankunft eines Briefes von fremder Hand beklemmt mir den Athem, ein ungewöhnliches Klopfen an der Thür verstärkt den Schlag meines Herzens. O Adelheid!“ setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „das ist ein böser Zustand, wenn die Ruhe als ein Flüchtling überall auf Spuren des Verraths umher irrt, vor jedem Schatten flieht, und nimmer heimisch mehr wird in der öden Brust! — Sehnsuchtsvoll nach dem seligen Himmel, den ich verscherzte, frage ich mit dem weinenden Abbadona: Du, unsterbliche Ruhe, meine Gespielin im Thale des Friedens, wo bist du

geblieben? — Suche ich Trost vor dem Bilde meiner Mutter, so scheint es mich traurig anzublicken; möchte ich an ihrem Sarge beten, so ist es mir, als sähe ich ihren Geist, der mir zürnend wehrt, daß ich mich nähere. Ich las jüngst, wo? weiß ich nicht mehr, daß, als vor den Zeiten des Numa eine Priesterin den Tempel der Vesta entweiht, alle Bildsäulen die jungfräulichen Hände erhoben hätten — und fühlte mich von dieser Fabel ergriffen. Sie enthält eine Wahrheit, die das Geheimniß der Schuld ist; — war es mir doch auch, als wollte jene Statue der Diana, an der sonst mein Lieblingsplätzchen war, mir mit dem stnmpfen Pfeile den sündigen Busen durchbohren. Glaube es mir, ich bin manchmal so schwankend und hülflos, daß ich den nächsten Baum umfasse, mich zu halten."

„Ich wüßte eine bessere Stütze" — antwortete die Gräfin bedeutsam, „und nach Deinem eigenen Geständnisse, arme Marie, bedarfst Du ihrer auch."

Aber Marie, versunken in tiefe Betrachtungen, hatte den Schall dieser Worte gehört, ohne ihren Sinn zu fassen. Sie sprach: „Es ist mir begreiflich geworden, wie es Mörder geben mag, die in größter Sicherheit sich selbst anklagen. Oftmals reißt es mich zu den Füßen meines Vaters hin, ihm alles zu bekennen; ich würde dann, meine ich, auch das Härteste, was er über mich verhängen möchte, leichter ertragen, als den lastenden Vorwurf, ihn zu hintergehen. Hätte ich es damals gethan, das Schlimmste, was mir hätte geschehen können, wäre ja nun auch vorüber, und frei, wenn auch in Thränen der Reue, dürfte ich zu ihm aufsehen."

„Auch dann, wenn er aus Gram über die Unehre sei-

nes Hauses nicht mehr unter den Lebendigen wäre?" fragte die Gräfin ein wenig gereizt.

„Auch dann!" antwortete Marie leise, „denn die Folgen unserer That sind Gottes! und ich hätte mich wohl schwach, doch nicht der beharrlichen Sünde schuldig gewußt, des Vaters Lob, seine Liebe für mein Kind zu stehlen, das dem Deinigen, o Du großmüthiges Herz! dieses Vorrecht raubt. Der Lüge Samen bringt keinen Segen hervor, und die Noth heiliget Böses nicht."

„Es ist zu spät, solchen Gedanken Raum zu geben," sagte die Gräfin entschieden, „und diese Buße ist unfruchtbar. Warum quälst Du Dich so geflissentlich? Suche lieber Dein Schicksal sicher zu stellen; denn wenn mein Gemahl den ihm gespielten Betrug erführe, so könnte der letzte Verdruß ärger sein, als der erste."

„Wie aber läge dies in meiner Gewalt?" fragte Marie ohne alle Ahnung, „wohin die Gräfin winke." Diese sah in ihren Schooß nieder, legte den Faltenwurf des Gewandes bald so, bald anders, und sprach: „Der Major liebt Dich. Du nanntest einst sein Wesen den Spiegel der Wahrheit; hättest Du wirklich Dein Bild noch nicht darin erblickt? Er trägt es im Herzen — er würde Dich auf den Händen tragen, gestand er mir, wenn Du Dich entschließen könntest, Frau von Frankenthor zu werden."

Hier schwieg die Gräfin horchend still.

„Wie, Adelheid? Höre ich auch recht?" fragte Marie entfärbt und bestürzt, „davon sagst Du mir? — Der Major ist ein Ehrenmann!" Ein schmerzlicher Ausdruck betonte dies anerkennende Wort.

„Eben deßwegen," antwortete die Gräfin, „ist er nicht auszuschlagen; auch kann ich mir nicht denken, wie dies

gehen würde. Dein Vater begünstigt den Major außerordentlich, und wäre es auch sein Wunsch gewesen, Dich durch eine glänzendere Partie verheirathet zu sehen, einen lieberen Schwiegersohn könntest Du ihm nicht geben. Noch weiß er jedoch von Frankenthors Absicht nichts."

„Und meinst Du," fragte Marie wieder, und legte ihre Hand auf die der Gräfin, als wolle sie mit dem anzuführenden Grunde jeden weiteren Vorschlag niederhalten, „der Major würde mein begehren, wenn er alles wüßte?" —

Die Gräfin lächelte fein und sprach: „Ich meine, daß tausend Männer von ihrer Bewerbung um Mädchen, die ein fleckenloser Ruf preist, abstehen würden, wenn sie alles wüßten. — Ob der Major? ich zweifle fast. Wie empfindlich sein Ehrgefühl auch sein mag, so hat er doch über diesen Punct, wie über manch anderen, eigene Grundsätze. Ich war neulich Zeuge eines Gesprächs zwischen ihm und dem Vater, das der Zufall auf einen Gegenstand brachte, der mir seine Denkart enthüllte. Ich dankte dem Himmel, daß Du nicht anwesend warst. Die Rede betraf einen Mann von gutem Herkommen, der ein verleitetes Mädchen geheirathet hätte. Dein Vater äußerte sich mit Abscheu vor solch einer Möglichkeit; der Major widersprach ihm und sagte, daß er weit eher der Geliebten einen Fehl, der in den meisten Fällen auf Rechnung verlockender Umstände zu setzen wäre, als seiner Frau die kleinste Treulosigkeit verzeihen könnte. Diese zu dulden, halte er für eine Schmach, die den Namen des Mannes schwärze, der zum Vorstand der sittlichen Ordnung seines Hauses berufen sei. Und in diesen Grundsätzen müsse der Mann als ein Pfeiler der Ehre für das schwächere Weib nicht wanken. Was vor der Verbindung geschehen, liege außerhalb dem Kreise liebender

Verantwortlichkeit. Auch fände man in der Regel, daß weibliche Seelen von hingebender Sanftheit und zärtlicher Milde leicht die lüsterne Beute eines Verführers würden, so wie die süßesten Früchte kenntlich an dem Makel, den lose Vögel zurückließen. Ein herbes Gemüth hingegen bliebe verschont. — Du kannst denken, Marie," fuhr die Gräfin fort, „daß mir kein Jota auf die Erde fiel. Ich dachte dabei, wenn der Mensch immer wüßte, ob er mit dem Urtheile, wozu die Lippe so schnell fertig ist, sein eigenes ausspräche, wie vorsichtig würde er die Worte wägen! — Der Major hatte sich mir schon entdeckt. — Aber die Aeußerungen Deines Vaters machten mein Blut gerinnen, und ich darf Dir sagen, ich fürchtete mich vor ihm."

Auch Marie empfand ein inneres Zittern und Zagen; doch rührte die Meinung des Majors ihr Herz. Sie fand sich minder strafbar, als sonst, und der aufgestellte Gesichtspunct für ihr Vergehen ließ sogar einen sanften Schimmer, jenen weiblichen Vorzügen entlehnt, die wirklich Mariens Unglück begründet hatten, darauf fallen; aber dachte sie daran, daß der Major sich für den Tugendwächter seiner künftigen Frau halten, und mit eifernem Sinne und unerschütterlicher Festigkeit dieser Einbildung Genüge leisten würde, so dünkte es ihr, als höre sie das leise Klirren einer Kette. Sie schauderte, von dem Gedanken empört, der sittlichen Freiheit ihres Handelns beraubt zu sein.

„Ach, Adelheid!" sagte Marie, „quäle mich nicht. Ich fühle mich unvermögend, der Gesinnung des Majors zu entsprechen. Du weißt — ich kann die Seine ja nicht werden, wenn ich auch könnte. Mein Kind" —

„Ich bin seine Mutter!" antwortete die Gräfin in einem Tone, der die mit Mariens Sohne übernommenen Rechte

und Pflichten zugleich aussprach. „Ich glaubte,“ fuhr sie fort, „die Rücksicht auf Dein Kind würde es gerade sein, was Dich bewegen möchte, diesen achtungswerthen Vorschlag einzugehen; nicht leicht dürfte es sich so glücklich wieder treffen. — Du begiebst Dich in den Schutz eines würdigen Mannes, der, wenn Du seinen Namen führtest, wie Du sein Herz besitzest, Dich selbst gegen den Vater vertheidigen würde, wenn dieser, was Gott verhüten wolle, einmal früh oder spät hinter die Wahrheit käme. Ich allein wäre dann seinem Zorne bloßgestellt, und ich waffne mich im Voraus, wenn auch vergebens. Denke ferner, liebe Marie, Du bliebst in der Nähe und in steter Kenntniß, wie es uns erginge. Bernstorff ist nicht weit, und binnen einem Stündchen zu erreichen. Würde Pedro krank — ein Bote eilte hinüber, wie im Fluge wärest Du da und könntest Theil an seiner Pflege und Wartung nehmen. Wer würde etwas Anderes darin sehen, als die Liebe einer Schwester, die sich des kleinen Brüderchens immer mütterlich angenommen?“ —

Marie erblaßte vor diesem Bilde. Sie sah den Liebling krank, sterbend, sich aber entfernt, in banger Ruhe, unwissend jener beginnenden Gefahr. Auf den Flügeln der Phantasie legte sie den Raum der kleinen Meile zurück, stand an Pedro's Lager und weinte heiße Mutterthränen darauf.

„Gott!“ sagte sie leise, und ihr Gedanke gab das geliebte Kind in seine Obhut. „Wenn es mir doch vergönnt wäre, ganz unverheirathet zu bleiben! Ich wollte still meine Tage dahin leben und ohne Klage in meine Heimath gehen.“

„Ja wirklich, Marie,“ antwortete die Gräfin bedauernd; „Du bist ein Fremdling in der Seele Deines Vaters, wenn

Du dieses hoffest. Sobald sich eine Gelegenheit für Dich findet, nach seinem Sinne, wird er wenig gelten lassen, was Du einwenden könntest; täusche Dich nicht hierüber. Wäre ich an Deiner Stelle, ich rettete mich in die Arme des Majors vor der väterlichen Gewalt, wie vor einer andern Verbindung, die Dir vielleicht noch schwerer ankommen könnte.

„Noch schwerer?“ fragte Marie beklommen, und ein Lächeln spottender Schwermuth, ein Seufzer aus der Tiefe ihres Busens, sagten, daß kein Antrag jemals größeres Gewicht sowohl der Angst als der Achtung für sie haben könnte. — „Sähest Du in mein Inneres,“ fuhr Marie mit Affect fort, der sich in leisen Graden steigerte, „Du würdest finden, daß der Gedanke zu heirathen entsetzlich für mich sei. Lieber möchte ich sterben, und dort (sie deutete nach dem Mausoleum) an der Seite meiner Mutter ruhen, die ihre Tochter, verstoßen von allen Freuden des Lebens, von jeder Hoffnung auf Glück, neben sich dulden würde. Wie wohl wäre mir! Genien, welche Solfiere's Kunst beseelte, bewachten meinen Todesschlummer, und Träume der Liebe wären mein Geleit in eine andere Welt, wo keine Scheidewand der Verhältnisse vermählte Seelen trennte, wo ein milder Gott richtet und nicht die Strenge der Menschen. O Adelheid! ich habe geliebt, und einen Augenblick gelebt! Wer das sagen kann, für Den giebt es keine Zukunft mehr. Mein Herz ist erstorben — und nie wird es mit einem ähnlichen Gefühle an der Brust eines Mannes schlagen.

Die Gräfin hörte erschüttert, was Marie sprach. Nie hatte sie so, wie in dieser Minute, empfunden, daß sie die höchsten, die entzückendsten Freuden des Daseins nicht kenne, welche Mariens flammende Leidenschaft jetzt in versagter Ferne beleuchtete. Aller Reichthum, nach dem sie thöricht

gestrebt, jeder goldne Besitz sank vor diesem Zaubersprüche in ärmlichen Sand zusammen. Die Grafenkrone, ein todtes Metall, fiel im Klange jener Worte zu ihren Füßen und ließ nur die Spur eines drückenden Schmuckes zurück. Mariens Kranz rauschte zwar daneben; aber die Blüthen der Myrte waren doch von der Liebe gepflückt. — Mit einem unbewußten Neide sah die Gräfin in das feuchte, strahlende Auge der unglücklichen Marie, eine nie gefühlte Sehnsucht wogte in Adelheids Busen auf. Ankämpfend gegen den erregten Sturm der Gefühle sprach sie: „Der Wahnsinn jener unseligen Leidenschaft bethört Dich noch, Marie! Gönne doch der Vernunft ihr Recht und komme endlich zu dem Verständniß wahren Glückes! Giftblumen blühen freilich am schönsten, und ihr brennendes Farbenspiel beschämt manches heilsame Kraut; aber sie bringen nichts destoweniger den Tod, der Sünde Sold! — Dein Verhältniß zu Solfiere war solch eine Giftblume, wie sich aus ihren Früchten erkennen ließ und läßt; denn, Marie, ich kann mir unmöglich helfen, ich muß es Dir sagen: Ein reiner Sinn, ein gesundes Herz, würde sich durch die Verbindung mit dem Major, der doch ein vortrefflicher Mann ist, befriediget finden müssen."

„Und vergißt Du," fragte Marie, um keinen Grund gegen diese Heirath zu vergessen; „daß er mein Vater sein könnte?" Sie vergaß jedoch bei dieser Frage, daß ihre jugendliche Stiefmutter ein größeres Opfer gebracht hätte.

Die Gräfin erröthete. „Bei mir," sprach sie, und wie leise auch in dieser Entgegnung angedeutet, es war doch hörbar, daß sie ihre Unbescholtenheit als einen Unterschied fühlte, — „machte dies kein Bedenken, da ich die Gattin Deines Vaters ward."

Marie verschmerzte mit gelassenem Muthe diesen Stich in die Wunde ihres Gewissens. Sie fragte bloß: „Und bist Du glücklich geworden, Adelheid?"

Die Gräfin schwieg hierauf, ihr Herz nur antwortete.

Gewiß besaß Adelheid ein treues, treffliches Gemüth; aber sie war eine Frau, welche die Ansprüche der Jugend und Schönheit einer drängenden Nothwendigkeit geopfert hatte, und als solche reizte die Weigerung Mariens sie, die Tochter des Gemahls einem gleichen Schicksale zu unterwerfen. Ein Gemisch von Regungen, begründet in dem Wesen der Weiblichkeit, stimmte für diesen Plan. Die Gräfin begriff Mariens verachtende Genügsamkeit, die von verbitterten Erinnerungen schwelgte, den Stolz einer Gefallenen nicht, der sich vermaß ein Glück auszuschlagen, das sie, ein tugendhaftes Fräulein, mit dankbarem Vergnügen angenommen hatte. Zudem war die Gräfin durch das erste Geständniß des Majors für seine Partei gewonnen; denn die Vertraute einer Liebe fühlt sich halb als die Geliebte selbst.

Marie ward nun von allen Seiten bestürmt und ihr eigener Wille verwirrt und befangen. Sie versuchte das letzte Mittel, indem sie die Gräfin bat, daß sie dem Major das Geheimniß ihrer Schuld unter dem Siegel seiner Ehre vertrauen dürfe. Und wenn er sie alsdann noch wolle, wolle sie seine Gattin werden.

Dies schlug die Gräfin entschieden ab. Sie sagte: „Dies Geheimniß gehört Dir nicht allein; es ist das meinige auch, und ich willige nicht darein, es auf solche Zuversicht Preis zu geben."

Die Gräfin erörterte nun Marien alle Folgen, die daraus entstehen könnten, wenn der feste Verschluß einer so höchst

wichtigen Bewahrung eröffnet würde, und ermahnte sie, sich hingegen der wachsamsten Klugheit zu befleißigen. Heimlich aber mochte sie fürchten, die bewundernde Hochachtung des Majors zu verlieren, wenn er sie als Mariens Mitschuldige hinsichtlich der Täuschung, worin der Graf erhalten würde, kennen lernte. Adelheid besorgte sogar, das härtere Urtheil möchte sie treffen; denn die Liebe entschuldigt Fehler der Liebe.

Die Gräfin fühlte sehr richtig. Der Major haßte nichts so entschieden, als besonnene List, durchdachten Betrug, und wenn er Marie nach geschehenem Geständniß nur mitleids- und dennoch liebenswerth gefunden hätte, so würde ihm Adelheid ohne Zweifel strafbar, wo nicht verächtlich erschienen sein. Ob er auch hierin anderen Maximen folgte, als welche gewöhnlich das Urtheil eines Mannes von Ehre leiten, wenn es hauptsächlich gilt, die Wahl der Ehe, die Würdigkeit einer Gattin zu bestimmen, so beruheten sie doch auf einer sichern Kenntniß des weiblichen Herzens.

Marie war wohl schwach gewesen, aber der Stärke fähig, ihre Schmach einem Manne zu bekennen, der in ihr sein Idol liebte und anbetete, der sie für eine Ausnahme ihres Geschlechts, für eine reine Maria hielt. Und ob solche Kraft des zarten Gewissens nicht die Sühne für einen menschlichen Fehler wäre, wollen wir unseren Leserinnen überlassen, welche unbeschadet ihrer Sittlichkeit vielleicht wissen, wie schwer es sei, sich selbst des kleinsten Strahls der Glorie zu berauben, worin die Vergötterung eines achtbaren Mannes ihren Gegenstand erblickt. — Marie würde ferner dem Drohen des erzürnten Vaters und jeder über sie verhängten Strafe still gehalten haben; doch der Anblick seiner Güte zermalmte sie und ließ ihr keine Ruhe. Eben so

war ihr der Gedanke unerträglich, das edle Vertrauen des Majors zu täuschen, wenn sie sich auch dessen im Sinne einer tieferen Moral, als für welche der Augenschein zeugt, nicht unwerth fühlte. —

Mit vollem, ahnendem Bewußtsein, von nun an immerdar auf das Glück der Liebe verzichten zu müssen, einer Liebe, die in ihren Schmerzen beseligender noch, in ihren Entsagungen reicher ist, als die selbstsüchtige Gleichgültigkeit eines kühlen Gemüths — sah sie die Frau ihres Vaters bedauernd an, welche einsam durch das Leben ging, ohne das eine Höchste zu kennen, was es schmückt; wenn sich ein Herz entzückend und entzückt dem Herzen schenkt in süßem Selbstvergessen! — Sie würde jeden spärlichen Genuß, der ihr noch werden konnte, willig hingegeben haben für Adelheids Freuden; denn der Edelmuth der jungen Stiefmutter hatte sich in Marie eine dankbare Seele auf ewig erworben.

Wie anders die Gräfin! Keusch, wie der kalte Blick des Mondes, begegnete ihr Auge dem Beifalle der Männer; ihr Wandel, nur einmal von einer vorübergehenden Wolke getrübt, da sie dem liebsten Freunde entsagte — leuchtete in reiner Klarheit, ein sittliches Vorbild! Dennoch hatte sie bei nächtlicher Weile jenen Plan ersonnen, der Mariens Kind in die Familie aufnahm, und den alle Umstände wunderbar begünstigten. Die gleichmüthige Zärtlichkeit der Gräfin erleichterte es ihr, die einmal angefangene Täuschung fortzusetzen; eine leidenschaftliche Mutter würde sich nimmer zu einer Theilung ihrer Liebe und der Rechte ihres Kindes verstanden haben. Ueberhaupt war jene heimliche Adoption wohl viel zu sehr von dem Dringen der Noth, von der Gunst der Gelegenheit abhängig gewesen, als daß die Zu-

kunft dabei in Betracht genommen, und in allen ihren Erfolgen hätte berechnet werden können.

Wie dem auch sei, die Gräfin führte ihre Rolle durch, und hielt im festen Tacte ihres Benehmens selbst die bewegtere Marie. Aber — o welch ein Räthsel bist du, menschliches Herz! Trotz dieser beispiellosen Güte und Gewogenheit hatte die Gräfin beschlossen, Marie sollte und müßte den Major heirathen; es war etwas in ihr, was sie auf diesem Opfer bestehen machte.

Zu Adelheids größter Verwunderung war ihr Gemahl über den Antrag des Majors weit mehr bedenklich, als erfreut. Er gab auf ihr Befragen den großen Unterschied der Jahre als ein Motiv zu reiflicher Ueberlegung an.

Die Gräfin wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen dürfe; ihr Gemahl war bedeutend älter als der Herr von Frankenthor, während sie selbst nur zwölf Monden mehr zählte, als Marie; — erröthend, mit beleidigter Stimme, deutete sie darauf hin.

Der Blick des Grafen flammte Stolz. „Das war auch etwas Anderes;“ antwortete er in einem Tone, den seine Frau noch nie von ihm gehört hatte. „Marie ist eine Gräfin Dodona, und der Major hinsichtlich seiner Verhältnisse nur eine mäßige Partie.“ Hierauf wendete er sich ab und verließ die verstummende Gattin. Das ganze Gewicht des Glückes, was er ihr mit seiner Hand angeboten, lag in dieser Anwort, welche Adelheid belehrte, daß hier kein Gleichmaß Statt finden könnte. Die Gräfin fand sich schwer dadurch gekränkt, und schwerer noch gereizt, einen rächenden Einfluß auf Mariens Schicksal zu üben, der ja am Ende doch nur zu ihrem Besten sei.

Nie hatte sie ihre frühere Armuth so tief, wie in dieser

Minute gefühlt; aber diese demüthigende Empfindung wurde durch das Bewußtsein eines wohlbewahrten Rufes gehoben, und als ihr Gemahl mit zurücksetzendem Hochmuth den Namen seiner Tochter nannte, dachte sie mit einer Art von innerer Genugthuung daran, daß Mariens Fall ihn, wenn auch insgeheim, erniedriget hätte. —

Nach langen, ermattenden Kämpfen ergab sich Marie endlich in ihr Verhängniß, und ward die Gattin des Majors.

Mit blutendem Herzen riß sie sich von ihrem Kinde los und sah thränend zurück, so weit sie konnte. Immer kleiner ward vor ihren verschwimmenden Blicken das heimathliche Schloß, worin ihr Vater die Größe seines Hauses träumte; die Pappeln des Gartens rauschten wie Palmen Edens hinter ihr. — Ein Cherub mit feurigem Schwerte wandelte drinnen auf und ab und hielt Wache vor der Thür des Grabmahls. Marie sah ihn im Geiste und zog traurig von dannen.

Die nunmehrige Frau von Frankenthor war also an ein Ziel gelangt, das wohl nimmer ihr Streben gewesen wäre; doch dieser Schritt, den Gott durch menschliche Mittel gelenkt, wendete sie dem Frieden zu, den Marie so lange und so schmerzlich vermißt hatte.

Als das neue Hofthor in Bernstorf mit knarrenden Angeln seine weiten Flügel hinter ihrem Einzuge zusammenschlug, erschütterte dieser Ton ihre aufgeregte Seele; denn es däuchte ihr, als wäre nun damit ihr eigentliches Leben abgeschlossen, und sie würde hinfort nur wie ein büßender Schatten die Aufgabe ihres Schicksals vollbringen. Indeß wirkte doch die verzichtende Ruhe, welche sich in diesem Ge-

danken über Mariens Wesen verbreitete, ein wohlthätiges Gefühl.

Sie war in Sicherheit; dies empfand sie in den Armen ihres Gemahls, der sich unbeschreiblich glücklich pries. Sie las den leisesten Wunsch ihm aus den Augen, sie lauschte, wonach sein Blick sähe, sie dachte, was ihn erfreuen könnte. Aber alles, was sie für ihn that, geschah nicht mit jener süßen Zuvorkommenheit einer Frau, die da weiß, daß sie den Triumph ihrer Schönheit noch durch diesen gefälligen Reiz erhöhe, sondern in der Demuth einer Sclavin, die still und ergeben die Pflichten ihres Looses erfüllt, zufrieden, dem milden Gebieter ein Lächeln der Zufriedenheit abzugewinnen, wenn auch ihr eigenes Auge immer trübe wäre. Sie war so gänzlich ohne allen Begehr der Eigensucht, daß der Major nicht umhin konnte, mit heimlicher Wehmuth zu denken, dies sei nicht nur die biegsame Art echter Weiblichkeit, sondern ein völlig gebrochener Muth. Er würde den kleinsten Starrsinn mit Vergnügen an ihr wahrgenommen haben; allein Marie kannte keinen anderen Willen, als den ihres Gemahls.

Es leuchtete dem Major bald ein, daß seine Frau die Gesellschaft nicht liebe, und so auch des Talents ermangele, sich darin geltend zu machen; doch er selbst hatte die geselligen Gewohnheiten seines früheren Lebens und die feinen Künste der Convenienz schon zu lange gegen einfachere Freuden im Umgange mit der Natur vertauscht, um dieser Neigung Mariens entgegen zu sein.

Der Major war in der That ein eifriger Landwirth geworden. Er betheuerte oft, es gäbe gar kein interessanteres Studium, als die Oekonomie. In der Frühe des Tages ritt er schon in den Forsten und Feldern umher, sah über=

all selbst nach und hielt auf Ordnung. Marie war also viel allein. Sie brachte die Stunden dieser einsamen Muße auf einer Anhöhe des Gartens zu, die einen weiten Blick über die Gegend gewährte. Dort lag Rosten, täuschend nahe; die Fenster des Schlosses, welche Mariens gutes Auge zählen konnte, flimmerten in der Sonne; der Garten dunkelte wie eine grüne Insel im unabsehbaren Meere wogender Getreideflächen, und jener weißliche Punct war das Mausoleum! Die Küste eines Landes, wo kein irdisches Glück mehr scheitert. — Sichtbar, doch nur wie ein schmales Band, schlängelte sich die Straße von dorther und knüpfte Mariens Gedanken an jenen Aufenthalt. Hier weilte Marie am liebsten, und ward des sehnsuchtsvollen Blickes, der hinüberstreifte in die Heimath ihrer Liebe, nicht müde.

Guten Morgen, mein Pedro! flüsterte sie, wenn goldne Wölkchen, wie Träume eines Kindes, über den stolzen Bau des Schlosses hinschwebten. Sie trug den Zephyr, der ihre Stirn fächelte, einen Kuß für die glühende Wange des kleinen Schläfers auf.

„Gute Nacht, meine Mutter!“ sprach sie leise, wenn der Abendstern mit blassem Lichte den Marmor der Gruft beschien; leise Schauer der Luft hauchten dann den Wunsch sanfter Ruhe aus jener kühlen Halle zurück, und sagten Marien, wie wohl der müden Seele sei, wenn sie den Port des ewigen Friedens erreicht habe.

Der Major bemerkte die Vorliebe seiner Frau für dieses Plätzchen, und herzlich froh darüber, etwas zu wissen, was ihr Freude machen würde, ließ er ihr eine Warte dahin bauen und mit allerlei Bequemlichkeiten versehen, so daß Marie nicht mehr vor einer flüchtigen Laune des Wetters zu entweichen brauchte. Sie war sehr gerührt über diesen

Beweis liebevoller Aufmerksamkeit, und wußte ihn zu würdigen, da sie fühlte, daß ihrem Gemahl nicht zweifelhaft sein könne, was seine Gattin nach jener Höhe ziehe. —

Sah sie noch aus weiter Ferne den feuergelben Wagen aus Rosten, rasch, wie von Sonnenrossen gezogen, daher fliegen, so leuchtete ihr Auge in Entzücken. Sie verließ eiligst den Standpunct der Observation und genoß die geliebte Nähe im Voraus. Dann stand die glückliche Marie bereit, den Besuch der Ihrigen zu empfangen, und ihr Kind nicht um eine Minute später, als es ihr vergönnt sei, an das hoch klopfende Herz zu drücken.

Ob auch Marie die Verbindung mit dem Major nicht aus eigenem freiem Willen eingegangen war, so fand sie doch niemals Ursache, diesen Entschluß zu bereuen. Die Denkart ihres Gemahls gewann unvermerkt Macht über Marie, sie folgte seinem Ideengange, sie nahm eigenthümliche Meinungen von ihm an, und einzig nur durch die stille Gewalt der Wahrheit siegte er über manchen Irrthum ihrer Gefühle, wogegen ihr Vater mit der Schärfe des Vorurtheils umsonst gestritten, und in ungleichen Waffen die wehrlose Tochter stets verwundet, doch nie überzeugt hatte. Leise umwebte die wirksame Zeit Mariens Ehe mit dauernd anhänglichen Fäden. Der Major trauete seiner Frau ungemessen, und Marie handelte offen, aufrichtig und wahrhaft auch in den geringfügigsten Dingen gegen ihn. Blieb es ihr doch ein grämender Vorwurf, daß sie den Namen des Gemahls und seine hohe Schätzung ihres Werthes vielleicht nur der verhehlenden Täuschung verdankte, der sie sich in schmerzlicher Scham bewußt war. — Doch kein Toben der Angst riß sie zu furchtsamen Schritten

mehr hin, still und fest ging ihr Fuß auf ebener Bahn, und die Ruhe, welche den Pfad des Redlichen begleitet, folgte ihr nach.

O sanfte Freundschaft der Ehe, welche heilig-schöne Freuden sind dein! Kein Rausch der Sinne, nicht der holde Taumel der Liebe, schwankt in deinen Gefühlen; nur der Treue rührender Geist waltet friedsam in dir und hält die Eintracht der Herzen zusammen.

Mag immerhin die Lippe verblühen, welche nie zu Küssen reizte; die Blume des Verstandes welket nicht, und eine liebliche Rede hört nie auf zu ergötzen; mag kein lockendes Lächeln Züge umschweben, in welche der Schmerz seine ernsten Zeichen schrieb, die Freundschaft blickt mit einer Engelsmiene, und verkündet ihren Himmel. Ein zartes, gegenseitiges Verständniß, ein Austausch der Seelen, ein gemeinschaftliches Streben nach höherem Ziele, als was der kurze Lauf der Sterblichen erreicht, macht ihren Bund zu einem Sacramente der Tugend und giebt ihm die Weihe der Glückseligkeit. — Der Friede wohnte im Hause des Majors, der Segen Gottes schwellte die Früchte seiner Felder. Wenn Marie an der Seite ihres Gemahls am Raine der wallenden Breiten spazieren ging, die vollen Aehren ihren schlanken Wuchs überragten, und der Major mit der Freude des Herrn der Ernte, so weit der arme Mensch dies ist — in die sich jederzeit ein wenig Stolz mischt, als wäre ihr Gerathen sein Werk — die Länge der Halmen maß, dann lächelte Marie, und maß auch in Gedanken den Armen einen reichlichen Antheil zu, wovon ihrer Viele satt werden könnten, und ihr eigenes Herz darbte dabei nicht, wie sie dies einst gewähnt hatte. —

Der Major gönnte seiner Frau des Wohlthuns göttlichen

Genuß und die leutselige Milde, welche das Bedürfniß dieses schönen Herzens war. Wie dankte Marie dies ihm! Er leistete ihr damit ein wesentliches Genüge, daß sie die Freundin der Dürftigen sein durfte. Nicht verstohlen mehr, wie sonst, brauchte sie sich nun zu der Hütte des Elends zu schleichen, was die heimlichen Gänge einer anderen ungebilligten Liebe zuerst in ihr begründet hatte; — am hellen Tage eilte sie, des Kummers dunkles Loos zu mildern, und der Glanz eines hülfreichen Engels ging vor ihr her.

Marie war nun einige Jahre verheirathet und blickte mit scheuem Beben vor der Sünde, deren brennendes Gefühl gelindert war, in die Vergangenheit zurück. Der Thau des Mitleids, auch stille Freudenthränen, bei den Almosen vergossen, wozu ihre Hand und Herz stets geöffnet war, hatte die Flammen ihres Busens gelöscht. Sie fühlte, ihr sei vergeben — und die Hölle war nicht mehr. —

Marie würde jetzt vor Solfieres Anblick gezittert haben, und sie gestand es einst der Gräfin, lächelnd bei der Betrachtung, wie sich Empfindungen des Herzens ändern könnten, denen es erregt und bewegt eine ewige Dauer zutrauete.

Eine flüchtige Bläſſe lief über das Gesicht der Gräfin, ihre Brust hob sich schnell im Drange der Antwort; doch schwieg sie, das rasche Wort bekämpfend, und seufzte nur.

„Gütiger Himmel!“ fuhr Marie fort, als ob sie ihm das Erstaunen über ihre frühere Thorheit zuriefe, „wie habe ich ihn geliebt! Dir sei es geklagt, und wie betrauert! — Thränenbäche rollten dem Scheidenden nach, ich hätte mein Leben gelassen, ihn nur einmal noch zu sehen. Und jetzt? ein Dämon würde in seiner Nähe meinen

Frieden stören. Jüngst las ich in einem schönen Liede an die Hoffnung die Strophe: Auch was beweint ward, kommt zurück; — ein Stich drang durch mein Herz, ich weiß selbst nicht, warum ich dabei an Solfiere denken mußte. Das wolle Gott nicht, daß er wiederkäme!" —

Die Gräfin schien einen inneren Kampf zu kämpfen; es war sichtlich, daß sie sich überwand, um nicht früher oder anders zu reden, als es nun geschah, da sie mit einem stiefmütterlichen Lächeln und bitterm Tone antwortete: „Und wenn der Major nach einigen Jahren sterben sollte, würde seine junge Wittwe binnen kurzer Zeit vielleicht eben so von dem seligen Herrn sprechen, sobald der Besitz eines Dritten ihr glücklicher däuchte."

Marie sah die Gräfin mit großen Augen an, die sich allmählich mit Thränen füllten. „Sterben? Frankenthor?" fragte sie langsam und leise. „Ich möchte es nicht erleben!" setzte sie mit banger Stimme hinzu; „auch ist eine Zusicherung in mir, die mich dieser Furcht überhebt. Der Gedanke an den Tod meines guten Mannes trat ängstend vor meine Seele — aber er ist schon vorüber. Doch thust Du mir Unrecht, Adelheid! Ich habe meine erste Liebe nicht verlernt, weil ich ein veränderliches Gemüth hätte, sondern weil das Gedächtniß meines Herzens kein reines Bild davon bewahrte. — Der Umgang meines Gemahls lehrte mich schöne, ruhige Freuden kennen, und ich sah ein, daß jede unrechtmäßige Leidenschaft nur zum Verderben führe. Ich weise mein Gefühl für Pedro's Vater an das Licht einer künftigen Welt, in dieser ruhet der Schatten großer Versündigung darauf. Von bösen Mächten erfaßt, würde ich mir den Leib getödtet haben, und die Seele — wenn Du, o Adelheid! —" Marie schauderte in sich hinein und verstummte. Sie reichte der

Gräfin mit einem verzeihenden Blicke die Hand, eine Thräne des Danks tropfte von ihren Wimpern und löschte die vorige Wehthat aus. Dann setzte Marie zum Schlusse ihrer Vertheidigung hinzu, als wäre das Resultat derselben in den Worten einer fremden Autorität enthalten: „Die Sinnenliebe schürzt lockere Knoten nur, und die zernagt die Zeit; doch wählt der Geist aus einem reinern Triebe, so ist das Band der bessern Liebe geknüpft für eine Ewigkeit!“

So waren die Verirrungen Mariens ihr ein Weg zur Wahrheit geworden, während die Gräfin, ohne zu wissen, wie es zugehe, aus dem rechten Gleise besonnener Ruhe gerieth und abhängig von Gefühlen ward, die sie manche Ungleichheit ihres Lebens schmerzlich empfinden ließen. —

Der Graf, trotz seiner vorgerückten Jahre, ein wohl conservirter Mann, alterte nun so auffallend, daß seine jugendliche Gattin bemerkte, wie er vor ihren sichtlichen Augen, denen Amors täuschende Binde fehlte — zum Greise werde. Dieser plötzliche Verfall seines Aussehens ängstete und beschämte sie zugleich; der große Unterschied, der zwischen ihnen waltete, trat grell dadurch hervor, und — sie glichen sich, wie Januar und Mai — hätte ein Spötter sagen können.

Die Pflegeeltern der Gräfin waren kurz hinter einander gestorben; das Gut kam in fremde Hände, und Adelheid, wenn sie auch nie ein ganzes Herz für jenen Ort und seine Besitzer gehabt, fühlte dennoch eine Lücke. Marie war nun verheirathet, und ihr Schicksal, ein verlorenes, hatte sich durch das Einwirken der Gräfin in Zufriedenheit aufgelöset; aber dennoch betrachtete diese nicht ohne ein leises Grollen der Mißgunst, nicht ohne heimlichen Unmuth ihr eigenes, wohlgelungenes Werk. Sie sah Marie von dem Major vergöttert und durch ein unbegrenztes Vertrauen geehrt, was

ihr versagt blieb. Mit herber Miene belächelte sie eine moralische Ungerechtigkeit darin.

„So ist es denn gleichviel," sprach sie zu sich selbst, „ob ich mir Herz und Ruf sittlich rein bewahrte, oder ob ich im Stillen gesündiget hätte. Der Erfolg ist, wie man sieht, ein parteiischer Richter, welcher der strengen Tugend ablegt, um eine schwache Weiblichkeit zu begünstigen. Marie war die leichte Beute des Italieners, ein Raub der Wogen durch freiwilligen Tod; — denn die That war, wenn auch gehindert, doch in betäubtem Willen vor Gott geschehen — und jetzt ruht sie geborgen an der Brust des edelsten Mannes, sein höchster Schatz!" —

Meine Leserinnen! die Gräfin war jetzt keine Andere, als da sie Marie großmüthig zu retten beschloß; allein sie war eine Frau, welche den Lohn der Liebe für eine vorwurfslose Jugend forderte. Auch war der Prüfstein für ihre Theilnahme, der ihr nun ein Stein des Anstoßes ward, nicht derselbe. Zum Mitleiden gehört nur ein Mensch; zur Mitfreude ein Engel!

Seit der Major Mariens Gatte war, fand ein anderes Verhältniß zwischen ihm und der Gräfin Statt. Sie vermißte in seinem Betragen einen großen Theil jener Aufmerksamkeit, welche sie sich selbst zugeeignet hatte, da, wie ihr jetzt einleuchtete, die galante Huldigung des Hausfreundes, wenn auch nur mittelbar, Marie gegolten. Sein geübter Blick hatte ihn bald wahrnehmen lassen, daß er die Protection der Dame vom Hause nicht versäumen dürfe; weniger hinsichtlich des Einflusses auf ihren Gemahl, als, wie er fein bemerkte — in Bezug auf die Gesinnung der geliebten Marie, über welche die Gräfin, als erste und einzige Freundin ihrer Stieftochter, eine geheimnißvolle Kraft zu

üben schien. — Wir wissen bereits, wie richtig dieser Schluß des Majors war, dem sein Benehmen folgerecht entsprach. Die Liebenswürdigkeit der Gräfin und die Courtoisie des Majors machten es ihm leicht, sich ihre Gunst zu erwerben. Sie besaß seine höchste Achtung; Marie aber hatte sein Herz. Seine Wünsche um ihren Besitz waren nun erreicht, und froh der Erfüllung trat er in eine ehrerbietige Ferne zurück.

Die Gräfin kam sich als die Schwiegermutter des Majors recht alt, ja fast lächerlich vor, und doch mußte in Gegenwart ihres Gemahls jeder verwandtschaftlichen Förmlichkeit ihr Recht geschehen. So war die Gesellschaft des Majors der Gräfin allmählich gleichgültiger geworden; ihr Leben schlich einsam dahin — ein trüber Strom, in den wohl manche heimliche Thräne floß.

Um so sehnlicher früher ihrer Begierde gelüstet hatte, die gleißende Frucht des Reichthums zu kosten, deren höchste ihr über alles Erwarten und Streben zugefallen war, je stärker war nun der Ekel, der ihr den reinen Genuß jenes Vorzugs verleidete. Sie hatte den Inbegriff goldener Unabhängigkeit darin zu finden gehofft, allein sie sah sich getäuscht, und ihr Geschmack war bitter geworden. Nur Freiheit wäre Freude, wäre einzig und allein das schönste Glück, meinte sie nun, und dieses könne jede Lage, auch die ärmlichste, darbieten. Die Gräfin war nicht Herrin ihrer kleinsten Handlung und durfte nicht nach eigenem Belieben über die nächste Minute bestimmen, und so sehnte sie sich tief und schmerzlich frei zu sein, ach! ein Mal nur. —

Wie oft Graf Dodona auch in Stunden rosenfarbener Laune mit seiner Adelheid über die auffallende Unähnlichkeit ihrer beiden Kinder gescherzt hatte; in der rührendsten geschwisterlichen Liebe verleugneten sie sich als Zwillinge nicht;

doch würde sie Niemand dem ersten Augenscheine nach dafür erkannt haben.

Pedro, von zarterem Gliederbau, als sein Bruder, hatte schon in frühester Kindheit ausgesprochenere Züge, sowohl des Körpers, als der Seele. Ein anderer Geist blitzte aus seinen dunkeln Augen und verkündete schwere Wetter der Zukunft — als der, welcher in dem sanften Himmel der Blicke des kleinen Lazarus leuchtete.

Nicht leicht konnte etwas reizender sein, als dieser unbeschreiblich holde Knabe; eine kindliche Gestalt in den weichsten Contouren, das zarte Oval des Gesichts, dem keine Sonne schadete, so wenig als sie Rosen bräunt und Lilien färbt — die vollen, langen, blonden Locken, die man einem Mädchen hätte wünschen mögen — machten ihn zu einer engelhaften Erscheinung. „Ein Kind zum Malen! Ein bildschönes Kind!" selten ward aus einem fremden Munde ein anderer Ausdruck in dem Lobe seines Anblicks gebraucht.

Pedro's Teint schien von Natur dunkler gehalten, ehe er das Licht des Tages erblickt hatte; doch wenn die Luft während der heißen Monate des Jahres in südlicheren Graden strich, so färbte sich seine Haut noch mehr.

Als die beiden Kinder einst dicht neben einander standen, fiel dem Grafen ihre Verschiedenheit stärker auf, als sonst.

„Komm einmal her, Du, mein kleiner Mohr!" rief er den Pedro zu sich. Er nahm den Knaben zwischen seine Kniee, streichelte ihm das Haar von der Stirn, und schien nun mit geschärftem Blicke die ganze abartende Bildung des Kindes ins Auge zu fassen. Eine Ahnung rührte ihn von ferne an, ein halb vergessenes Bild schwebte vor seiner Seele.

„Höre, Adelheid!" hob der Graf nun an, und wendete sich seiner Gattin zu, „wenn Du den Signore Solfiere ge=

kannt hättest, so dächte ich, daß Deine mütterliche Phantasie durch ihn frappirt worden wäre; denn der Junge hat doch wahrhaftig einen völlig italienischen Schnitt!“ —

Der Frau von Frankenthor, in deren Anwesenheit dies Gespräch vorfiel, war in diesem Augenblicke, als würde ihr der Athem abgeschnitten; auch der Gräfin stockten die Pulse, sie zwang aber ein Lächeln auf die widerstrebende Lippe und antwortete leichthin, wenn auch mit schwerem Herzen.

„Es war ein schöner Mann, das müßte selbst sein Feind von ihm sagen,“ fuhr der Graf fort, und an diesem Urtheile hatte offenbar der wohlgefällige Blick auf seinen Liebling mehr Antheil, als die Gerechtigkeit gegen den Belobten; „aber ein Lokrinsky ist er auch, das läßt sich eben so wenig leugnen. Bei Nacht und Nebel davon zu gehen, und einen Ehrensold im Stiche zu lassen, von etwas größerem Betrage, als einem Thaler und acht Groschen! Und schwören will ich, daß seine Börse damals so leicht war, um der Fußgängerei, in der er sich von hier skisirte, nicht beschwerlich zu werden. Deßhalb habe ich auch sobald als möglich ein hübsches Capital an den Oberbaurath gesendet; es an die Behörde zu bringen, ist seine Sache gewesen, denn er war es ja, der mir den nobeln Künstler empfohlen. Ich bin quitt mit ihm.“ Damit drückte er einen herzhaften Kuß auf Pedro's kleinen Mund und schob ihn von sich.

Bleich, dem Umsinken nahe, hatte Marie, während ihr Vater sprach, in einem Sessel gelehnt. Seine Worte fielen, wie Donnerschläge, mit betäubender Gewalt auf ihr Herz. Die Art und Weise, wie er jenes unglücklichen Gegenstandes erwähnt, überhebend und verächtlich, hatte sie heftig erschüttert. Sie sah Solfiere arm, flüchtig umherirren, von der Gnade seines Gleichen gedemüthiget. Ihr Mitleid ward rege,

ein Gefühl der alten Liebe beschlich ihren Busen. Sie warf sich an die Brust der Gräfin, welche sie unter einem Vorwande ins Freie gezogen, und brach in unaufhaltsame Thränen aus.

„Das waren böse Minuten!“ sagte die Gräfin, tief aufathmend. „Schon glaubte ich uns verrathen. Gottlob, daß diese Furcht ungegründet war! Beruhige Dich nun, Marie; was weinst Du denn so?“ Aber Marie konnte ihren Schmerz nicht stillen. Sie fühlte die vernarbten Wunden — das Herz blutete ihr in Reue und Wehmuth.

Was jetzt in dem Gemüth der Frau von Frankenthor vorging, konnte die Gräfin nicht vollständig beurtheilen. Sie hatte Solfiere nicht gekannt, doch hätte sie es gewünscht. Ihr Gemahl selbst nannte ihn einen schönen Mann, und für den Grafen gab es wenig schöne Leute. Ihre Gedanken beschäftigten sich noch eine Zeit lang mit seinem Bilde, dann blieb es, eine vollendete Idee, hinter dem Schleier ruhen, den die Wirklichkeit darüber wob.

Seitdem war nun wiederum ein Jahr vergangen, als die Gräfin, einen warmen Herbstmorgen zu genießen, in den Garten ging. Pedro hüpfte nebenher; sein Bruder, der sich den Tag zuvor durch einen Fall am Fuße beschädiget hatte, verschlief das Leid um diesen frühen Spaziergang. In der Gegend des Mausoleums enteilte Pedro, als ob er sich hier, wie in heimischer Nähe, sicherer wüßte — dem gemessenen Schritte der Gräfin, die in stillem Sinnen und Sehnen vor sich hin wandelte, ohne ihn bald zu vermissen. Jetzt suchte ihn ihr Blick — er duckte im Grase, wilde Blümchen pflückend. Seitwärts am Grabmahle lehnte ein Mann von hoher Gestalt gramvoll an einer Säule, und starrte so unverwandt in das Geäder des Marmors, als wolle er in das

große, tiefe Herz der ewigen Natur eindringen. — Die Morgensonne warf seinen Schatten in flimmernden Thau — er selbst war vielleicht nicht auf Rosen gebettet.

Die Gräfin erschrak, da sie den Fremden bemerkte. Sie trat hinter Gesträuch, das sie verbarg; doch behielt sie ihn im Auge, und ihre Pulse klopften schneller.

Pedro, der sich während der emsigen Blumenlese ganz still verhalten, tauchte nun aus den grünen Wellen des Grases auf, und mit einem Sträußchen, so voll, als es die kleine Hand nur fassen konnte, sprang er, leicht wie eine Sylphe, auf den Fremden zu und sagte: „Da, armer Mann, bringe ich Dir Augentrost."

Der fremde Mann fuhr zusammen. Er bückte sich hastig zu dem Kinde herab und sprach: „Augentrost! den könnte ich brauchen. Wer bist Du, mein holder Knabe?"

„Ich bin Pedro!" antwortete der Kleine in stolzer Kürze. „Was fehlt Dir denn aber?" fragte er eben so weich.

Die Stimme des Kindes schien dem Fremden wunderbar zu rühren, er nahm ihn auf seinen Arm und küßte ihn innigst.

Wenn das Solfiere wäre! dachte die Gräfin in ihrem Verstecke, und er wüßte nicht, daß er sein Kind am Herzen hielte! — Die ganze Seele war in ihrem Auge. Fast blieb ihr kein Zweifel mehr, als sie den Fremden mit gedämpftem Laut aber ihrem leisen Ohre noch verständlich, weiter fragen hörte: „Mein süßer Knabe, kennst Du wohl eine gewisse Gräfin Marie?"

Pedro nickte. „Ich kenne Viele," erwiederte er vergnügt; „Marie, den Major, den Vater, die Mutter, den Lazarus, der schläft — —"

„Ja wohl, er schläft!“ — fiel der Fremde der aufzählenden Geschwätzigkeit des Kindes in die Rede, wahrscheinlich glaubend, es meine den Todten; denn sein Blick streifte die Thür des Grabmahls. „Doch laß ihn schlafen und sage mir: Wo ist Marie?“

„Die wohnt darüben,“ antwortete der Kleine, gewohnt, die Nähe von Bernstorf also bezeichnen zu hören.

Er ist's! dachte die Gräfin. Sie hatte das bebende Dringen in seiner Erkundigung gehört.

„Marie nennt mich immer ihren Augentrost,“ fügte Pedro mit einem engelhaften Lächeln hinzu; „das hier ist Deiner, nimm ihn nur! ich muß zur Mutter.“ Der Knabe strebte fort.

„Warte doch noch ein wenig!“ bat der Fremde. „Oder wolltest Du wohl, mein liebster Pedro,“ fragte er mit Schmeicheltönen, „auf den Abend wieder hierher kommen? Ich habe so schöne Muscheln, die würde ich Dir schenken.“

„Zeige einmal!“ forderte Pedro halb ungläubig, und hielt noch Stand.

„Auf den Abend bringe ich sie mit,“ versprach der Fremde; „wirst Du Dir sie aber auch holen?“

„Wenn die Mutter es mir erlaubt,“ war die gehorsame Antwort des Kindes. „Adieu, guter Mann!“ Pedro warf ihm noch ein Kußhändchen zu und entsprang im Nu, die Mutter aufzusuchen. Der kleine Strauß weißer Blümchen und Vergißmeinnicht blieb in der sehnlich ausgestreckten Hand des Fremden.

Die Gräfin zog sich rasch zurück. Sie war jetzt nicht gefaßt, diese Zusammenkunft zu bestehen, aber entschlossen, Solfiere, wenn er es nämlich war — auf den Abend an Pedro's Statt zu sprechen. Der Wunsch, ihn zu kennen,

wurde ihr dann erfüllt, sie wollte ihn beschwören, diese Gegend schleunigst zu meiden, daß Mariens Ruhe nicht abermals gefährdet würde — und endlich kam ihr der verwirrende Gedanke, der Italiener könnte das Kind wohl gar rauben wollen.

Nie hatte der Gräfin eine Sonne länger gezögert, als im Laufe jener Stunden. Der Major und seine Frau kamen zum Besuch, doch fuhren sie zeitig wieder nach Hause, weil Marie sich nicht ganz wohl befand und die abendliche Kühle scheuete. Der Graf begleitete sie zu Pferde. Und an diesem Tage war es, wo Marie, wie in einer Ahnung seiner Nähe, sagte, sie würde jetzt vor Solfiere's Anblick zittern. —

Sobald die Gräfin das Rollen des Wagens und den Hufschlag von dem Rosse ihres Gemahls nicht mehr hörte, ging sie in den Garten. Pedro war absichtlich von ihr zerstreuet und entfernt gehalten worden.

Leise, mit umsichtigen Blicken, schwebte sie über den Boden, den der Herbst mit falbem Laube zu bedecken anfing; jedes rauschende Blatt, von ihrem Fuße berührt, störte ihr ängstend die Stille der Erwartung; sie hätte dem Winde, der ihr ein Geheimniß ins Ohr blies, sagen mögen, daß er sich nicht in ihre Angelegenheit mische, um jedes Wort weiter zu tragen. — Der Fremde stand an derselben Stelle, wo die Gräfin ihn am Morgen gesehen; die Blümchen, welche Pedro ihm gegeben, ragten ihm aus der Weste, als trüge er sie auf seinem Herzen. —

Stumm und sichtlich betroffen verbeugte er sich vor der schönen Frau, welche, das helle Auge zu ihm erhoben, die Stufen des Mausoleums hinanstieg. Sogleich machte er Miene, weichen zu wollen; doch die Gräfin, erschrocken über diese rückgängige Bewegung, rief ihm mit versagender Stimme

zu, der die Furcht, er könnte ihr entrinnen, einen gebietenden Ton gab: „O bleiben Sie, mein Herr, wenn ich nicht irre, so haben Sie ein Recht an diesen Platz!“

Solfiere — denn er war es wirklich, stutzte, an eine ihm gänzlich unbekannte Dame verrathen zu sein. Er stammelte einige Worte, die wie eine Entschuldigung seines Hierseins klangen.

Die Gräfin lächelte. Mit flüsternder Hast, als gälte es den nächsten Augenblick so sacht als möglich zu haschen, sprach sie: „Sie waren heute sehr gütig gegen meinen kleinen Sohn, Signore; ich bin die Gräfin Dodona!“ — In diesem Moment leuchtete der Abendschein durch die Bäume und verklärte die Gestalt der Gräfin.

„Sind die Todten auferstanden?“ fragte Solfiere mit flammenden Blicken. „Diese Stätte scheint sich zu bewegen, und wie ein himmlisches Lichtgebild sehe ich die Dame dieses Namens vor mir, deren irdische Reste in dieser Halle ruhen.“

„Wohl ihr!“ sagte die Gräfin erglühend und mit einem preßhaften Seufzer; „das Leben ist ein wüster Traum, und ihre Nachfolgerin preist diese edle Verstorbene selig, sowohl im Sinne ihrer frommen Tugend, als auch um mancher Erfahrung willen, die sie verschlief.“ —

Solfiere's Blick forschte ängstlich in den Gesichtszügen der Gräfin. In höchster Spannung fragte er: „Und der wunderschöne Knabe, den ich diesen Morgen sah, ist — Ihr Sohn, gnädigste Frau? O, wie glücklich ist der Vater dieses Kindes!“ Die Natur nahm den Ton dieser Frage, dieses Ausrufs aus ihrer tiefsten Ahnung, während das feurige Auge des Italieners, auf Adelheids schönen Formen ver-

weilend, seinen Worten eine Deutung gab, die da sagte, wie sehr der Graf auch als Gatte zu beneiden wäre.

Der Gräfin wallte das Herz. Wie gern würde sie jetzt den armen Solfiere durch das Geständniß der Wahrheit entzückt haben; aber sie durfte der Schwäche des Mitleids nicht gestatten, was sie Mariens heldenmüthigem Verlangen verweigert hatte. So wehrte sie gewaltsam dem Drange ausströmender Wonne, und nur was ein bethränter Blick ausdrücken kann und darf, dies sagte der ihrige ihm. Sie antwortete: „Mein Gemahl ist nicht minder glücklich durch die zufriedene Ehe seiner Tochter.“

Solfiere entfärbte sich. „Marie?“ — — hauchte er mit fragendem Laut hervor, der wie ein Todesseufzer klang.

„Ja wohl, Signore!“ erwiederte die Gräfin nun gefaßt und trat ihm näher, „Marie ist vermählt. — Die Zeit drängt, und ich darf nicht säumen, Ihnen zu sagen, daß ich in das unglückliche Geheimniß Ihrer Liebe eingeweiht bin. So beschwöre ich Sie denn jetzt bei allem, was Ihnen jemals heilig war und ist, stören Sie Mariens schwer errungenen Frieden nicht zum zweiten Male. Ach, wüßten Sie, wie elend die Arme gewesen, was sie gelitten — Gott allein weiß es! — Möchten Sie einen Kranken wecken wollen, wenn er in leiser Betäubung die tödtlichsten Schmerzen weniger empfindet? Auch Marie war krank, seelenkrank! Gönnen Sie ihr die Ruhe des Vergessens, den Schlaf verzweifelnder Gefühle, worin ihr nun von stillen, sanften Freuden träumt!“ —

Solfiere lächelte mit bleichen Lippen; ein Blutstropfen perlte darauf, der Zeuge unterdrückter Empfindungen.

„Man hat Marie gezwungen, zu heirathen,“ sagte er in rügender Weise, indeß ein Anflug von Rache seine Stirn

verfinsterte; „sie selbst wäre dieser Treulosigkeit nimmer fähig gewesen; auch wird mich Niemand überreden, daß ein so schläfriges Glück die lebhafte Marie befriedigen könnte.“

Die Gräfin erröthete vor Angst und Empfindlichkeit. Sie sprach: „Die Umstände waren der wohlthätige Zwang zu jener Verbindung, keine persönliche Willkür maßte sich dieses Recht an. Und von gebrochener Treue, mein Herr, kann nie die Rede sein, wo die Schuld des Mannes der Geliebten das Herz brach.“ — Der Vorwurf, den Solfiere der Gräfin gemacht, und den sie ihm schärfer noch zurückgab, spitzte ihren Ton mit durchbringender Schärfe. Sie traf sein Innerstes. Er sank zu ihren Füßen, barg sein Gesicht in die Falten ihres Gewandes und rief schmerzlich: „So ist Marie mir denn verloren! Jetzt, da ich sie mein nennen könnte! Nach unsäglicher Mühe und aufgegebenem Hoffen beweist sich endlich ein rächender Zufall gegen uns gerecht, indem er einen Theil von dem entrissenen Erbe an mich und meinen Bruder fallen läßt. Es ist eine wunderbare Verknüpfung darin; doch mein Kopf ist so wirr, mein Herz so befangen — wie könnte ich eine lange, verwickelte Geschichte erzählen? Genug, nicht wie ein Bettler käme ich, um die Tochter des Grafen Dodona zu werben. Ich bauete auf ihr Wort, auf ihre Liebe; — aber ich bauete auf Sand!“ Solfiere lachte bitter — die Gräfin fror; doch lächelte sie wie das Bedauern, und sprach: „Sie baueten ein Grabmahl für diesen Wunsch, Signore! Mariens Liebe war nicht Sand, der keinen festen Grund giebt, er hätte denn ihre Lebensuhr füllen müssen, um langsam und betrübt in den kleinsten Körnern der Zeit zu verrinnen; allein das Vorurtheil meines Gemahls ist Stein, der nie eine gefällige Form anzunehmen vermag. — Die schöne Kunst, der Sie

Sich weiheten, tröste Sie; der Dienst der Himmlischen erheischt Opfer — Sie haben es gebracht, Solfiere! Ihr Vaterland, so reich an herrlichen Blüthen und durchweht vom warmen Odem der Liebe, wird Ihnen eine Gattin nach Ihrem Herzen nicht schuldig bleiben.“

„Marie!“ rief Solfiere mit trostloser, erstickter Stimme, und umschlang noch immer in derselben Stellung die Kniee der Gräfin im heftigsten Affect. Sie machte einen schwachen Versuch sich loszuwinden und sprach: „Marie ist eine deutsche Hausfrau geworden; treu und eingezogen lebt eine solche nur für ihre Pflicht. Die Mauern ihres Hauses begrenzen ihre Welt, und Marie verläßt die ihrige nur, nicht um den Spuren einer gestorbenen Leidenschaft nachzugehen, sondern als ein Schutzgeist ihrer Unterthanen, Segen zu verbreiten und Seligkeit davon zu tragen.“

„Ach, einmal nur möchte ich mich an Mariens Anblick weiden!“ sagte er sehnsuchtsvoll; sein Auge glänzte, da er es aufhob, als sähe er ihr Bild.

„Um Gotteswillen nicht, Signore!“ flehete die Gräfin; „Sie würden dadurch quälend gegen sich selbst und grausam an Marie handeln. — Verlassen Sie diesen Ort und diese Gegend sobald als möglich! Meine Achtung folgt Ihnen dann — und — wer weiß, ob nicht dermaleinst ein Augenblick kommt, der —“ Die Gräfin redete nicht aus, sie hatte sich verstrickt, indem sie ihm eine unbestimmte Hoffnung geben wollte.

Solfiere schüttelte den Kopf voll kleiner, dunkler Locken, in seiner Miene lag ein Zweifel in seinem Entschluß an seinem Glück; das Feuer südlicher Natur loderte in seinem Blicke, da er sprach: „O, mit welcher Gluth liebe ich sie noch!“

„Auch der Aetna brennt in prächtigen Flammen“ — antwortete die Gräfin zwischen leisem Schmerz und lautem Stolz; „aber seine heißen Ergüsse zerstören die Hütte des Friedens und den keimenden Genuß der Saat. Ein deutsches Herz liebt anders, Signore! Die Ruhe seiner Liebe ist ihm theurer, als der eigene Wunsch, ja, theurer als das Leben; denn es liebt aus Liebe, und nicht aus Selbstsucht. Und was der prahlerische Dünkel der Leidenschaft — sehr bezeichnend ist dieses Wort; denn es schafft Leiden nur — Kälte nennen mag, ist Kraft des göttlichen Gefühls, das seinen Lohn in sich trägt!“

Die Gräfin stand wie ein höheres Wesen da; ihre Wangen brannten, indeß nur noch ein blasser, röthlicher Schimmer ihre Gestalt umfloß. Solfiere betrachtete sie mit Ehrfurcht und Entzücken. Ein kühles Rauschen, wie Geisternähe, bewegte die Bäume rings umher.

„Mein Gott, es wird spät!“ sagte die Gräfin ängstlich, an die Gefahr dieses Aufenthalts gemahnt. „Lassen Sie mich nicht vergebens bitten, entfernen Sie Sich von hier!“

Solfiere stand wie angewurzelt.

„Im Namen von Mariens Mutter beschwöre ich Sie,“ fuhr die Gräfin immer dringender fort, „verweilen Sie nicht länger, Solfiere, nachdem ich Ihnen dies alles nun gesagt! Sie würden die Ruhe der Todten, wie der Lebendigen stören!“ —

Der Italiener lächelte seltsam. „Die Todten sind gastfreundlicher, als Sie, meine vortrefflichste Gräfin!“ sagte er leise, wie im Gespräche des Irrsinns. „Ich lag in der vorigen Nacht auf dieser kalten Schwelle, kein anderes Obdach suchte ich mir; aber der Schlaf, die Wohlthat der

Müden, blieb fern, mich zu erquicken. Ich täuschte mich in die Vergangenheit hinein, die Schloßuhr schlug mir süße, verlorene Stunden. — Marie schwebte auf mich zu; aber es war nur ein wesenloser Schatten, dem meine aufgeregte Phantasie ihren schönen Körper gab. Es flüsterte um mich her, als hörte ich ihren holden Gruß; allein es war nur ein mitleidiges Lüftchen, das ihre sanfte Stimme angenommen. — Endlich, ermattet in Sehnsucht, schlief ich ein. Nicht lange, so berührt es sacht und kühl meine Wange. Ich blicke auf, und eine bleiche Dame — mit sehr milden Zügen — o, ich wollte sie malen und könnte sie bilden! — stehet vor mir und spricht: Du hast dich hier nicht wohl gebettet! Komm herein zu uns, es ist noch Raum da! ich werde dir die Thür ein wenig offen lassen. — Bei dem wahrhaftigen Gott! ich träumte nicht; es war ein wirkliches Schauen, denn ich sah die weiße Frau durch diesen Eingang verschwinden, worauf das volle Licht des Mondes fiel, so daß es blendend sich mit jener Erscheinung mischte und gleichsam ihre Form, die ich doch deutlich gesehen, ätherisch auflöste. — Ein schlummerähnlicher Taumel hielt jedoch meine Sinne umfangen, bis der Anbruch des Morgens mein Bewußtsein frei machte. Sogleich faßte ich nach der Thür — und — o Himmel! das Schloß war nicht völlig zu. Es kam mir ein Grauen an; aber es rieselte, wie aus der Ruhe tiefstem Quell in meine Seele. — Ich redete leise, dankbare Worte zu der gütigen Wirthin dieser heiligen Halle, die mir freundlich gewesen, da ich mich selbst unwerth fühlte, ihre Schwelle zu bewachen — und bat sie, mir das Plätzchen, was sie mir einräumen wollen, einst zu vergönnen, wenn meine Zeit erfüllt sein würde. Und ob dies auch nur ein Spiel meiner Einbildungskraft war, tröstete es mich doch."

Auch die Gräfin überlief unter dieser Erzählung ein furchtsamer Schauer. „Marie war gestern noch am Sarge der Mutter und des Bruders gewesen, und das Schloß widerstrebt zuweilen“ — sagte sie.

„So nahe mir, und doch so ferne!“ sprach Solfiere traurig, an Marie denkend.

Die Gräfin horchte — der Trab eines Pferdes ließ sie die Rückkehr ihres Gemahls vermuthen; doch durfte er sie hier, und am allerwenigsten so nicht finden.

„Ich muß fort!“ sagte sie rasch; „ich glaube, mein Mann ist eben gekommen. Leben Sie wohl, Solfiere! Lassen Sie mich beruhiget von hinnen gehen; versprechen Sie es mir.“ Sie reichte ihm die Hand, welche er mit heißem Munde küßte, und drückte die seinige wider Wissen und Willen.

„Und auch Sie, Gräfin, sähe ich niemals wieder? Niemals?“ — fragte er, wie in bittender Betrübniß.

„Vielleicht doch!“ antwortete sie, und ein Strahl glomm in ihrem Auge, der eine dunkle Hoffnung in ihm entzündete.

„Vielleicht,“ fuhr sie, den Fuß schon zum Gehen gehoben, fort, „bin ich Ihnen einst ein Bote der Freude, Ueberbringer eines schöneren Glückes, da ich heute die ausübende Gewalt einer strengen Nothwendigkeit war. — Bewahren Sie dies Sträußchen aus der Hand der Unschuld als ein vorbildliches Geschenk!“ — Sie rührte die trocknen Blümchen flüchtig an und erschrak vor dem ungestümen Pochen seines Herzens.

„O theure Gräfin!“ rief Solfiere, „vergessen sollte ich diesen Ort und diese Stunde? Nimmermehr! Ein neues

Band hält meine Seele auf ewig hier gefesselt. Und was ich ferner auch erstreben mag, das Schöne ist doch weg — das kommt nicht wieder! — Wenn es zu suchen mein Auge einsam umherirrt, dann wird Ihr liebenswürdiges Bild, Ihr letztes Wort, o Gräfin, sein Trost sein. — Ich gehe alsbald; besorgen Sie nichts für Mariens Ruhe. Sie stehet in dem Schutze Ihrer Wünsche. — Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich! Ach, wie schwer ist es doch zu scheiden, wo das Herz sein Bleiben fühlt!" — Zwei warme Tropfen rannen auf ihn herab, er sog sie auf — es war der Abschiedskuß des Mitleids.

Die Gräfin wollte ihm die fest umschlossene Linke entziehen — ihr Bemühen ward ein Händedruck, der recht vom Herzen kam. Sie wandte ihr thränenvolles Auge ihm noch einmal zu, und riß sich dann in bezwingender Schnelle von dieser leidenschaftlichen Scene los. Ihr Athem flog, ihre Schritte waren noch stolz im Fliehen, wie das Reh, mit dem Pfeile in der Brust, in edler Haltung dem Gefühl der Wunde zu entrinnen wähnt und die tödtende Spur hinter sich läßt.

Diese Zusammenkunft mit Solfiere, welche die Gräfin nur in einer löblichen, vermittelnden Absicht aufgesucht, hatte ihr Empfindungen nachgelassen, die ihr die Scheu von der Entdeckung einer für sich selbst bestandenen Heimlichkeit einflößten und ihr Gemüth mit einer verstohlenen Süßigkeit erfüllten, die es in Gährung brachte. Mariens Interesse, wofür die Gräfin zu handeln geglaubt, war wunderbar zu ihrer eigenen Angelegenheit geworden. Die Erinnerung an jenen Auftritt vermengte so ganz ihre Gefühle, daß sie den Erfolg nicht deutlich unterscheiden konnte. Sie war sich selbst nicht mehr klar. —

An Marie dachte sie mit entschuldigender Milde. Sie fühlte den ganzen Zauber schmeichelnder Bethörung, wenn diese von den Lippen eines Mannes fließt, der, wie Solfiere, keine andere Form kennt, als diejenige, welcher seine idealische und glühende Phantasie das Gepräge giebt. Sie bedauerte Marie; dann regte sich wieder ein kleiner, heimlicher Neid gegen die noch immer schwärmerisch Geliebte, in der Solfiere — wie hätte dies die Begeisterung und Inbrunst des Sehnenden erhöht! — nicht einmal die Mutter seines, dieses Kindes wußte. An der drängenden Unruhe, womit die Gräfin heute in der Gesellschaft ihres Gemahls aushielt, fand sie einen schwachen Maßstab, die Leere der Stunden und die hoffnungslose Länge der Leiden zu messen, wie Marie sie einst ertragen. Doch Auserwählten, und zu diesen rechnete die Gräfin die Tochter ihres Gemahls — werden die Tage der Angst verkürzt; und Marie lebte nunmehr ruhig und glücklich.

Nie hatte der Gräfin ein Mann sich so leidenschaftlich bezeigt, wie Solfiere; ihre erste Liebe war ein zartes, schüchternes Gefühl gewesen, und der gesetzte Charakter des Jünglings, der sie gewonnen, sein blöder Wunsch, ihren Besitz zu behaupten, erleichterte ihr den Entschluß, ihm zu entsagen. Sie hatte immer mit einigem Stolz auf dieses Opfer zurückgeblickt. Sie achtete es nicht mehr. Eine kleine, schwache Stunde hatte ihre rühmlichen Ueberzeugungen erschüttert. „Wie ist Marie geliebt worden! Wie wird sie noch geliebt!“ sagte die Gräfin oft zu sich selbst. „Und ist ihr Verdienst etwa ein anderes, als hingebende Schwäche?“ — Sie zürnte heimlich der abweisenden Würde ihres eigenen Benehmens, das sie vereinsamt hätte im Lenze der Jugend; das Bewußtsein ihrer Tugend ward ein ödes Gefühl, und

herbe, heiße Thränen, die der Genius der Weiblichkeit lächelnd zählte, rollten dann in ihren Schooß. Sie weinte um Täuschungen ihrer Wünsche, um Freuden, die sie für unwiederbringlich hielt.

O schwaches, weibliches Herz! was ist's um deine Tugenden, wenn die Demuth nicht ihre erste ist? Von ihnen wird es einst heißen, wie ein heiliger Sänger sagt: „Nur einige werden belohnt, die meisten werden vergeben!" —

---

herbe, heiße Thränen, die der Genius der Weiblichkeit lächelnd zählte, rollten dann in ihren Schooß. Sie weinte um Täuschungen ihrer Wünsche, um Freuden, die sie für unwiederbringlich hielt.

O schwaches, weibliches Herz! was ist's um deine Tugenden, wenn die Demuth nicht ihre erste ist? Von ihnen wird es einst heißen, wie ein heiliger Sänger sagt: „Nur einige werden belohnt, die meisten werden vergeben!" —

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 44

Hannover 1842

P.o.germ. 571 s-41/47
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014581-2